

Anhang: Kurzbiografien zitierter oder erwähnter Autoren der Holocaust- und Lagerliteratur

Inhaltsverzeichnis

AARON, SOAZIG.....	2
ADLER, HERMANN	2
AICHINGER, ILSE	3
AMAT-PINIELLA, JOAQUIM	4
ANDRZEJEWSKI, JERZY.....	4
APPELFELD, AHARON.....	5
BECKER, JUREK	6
BEIMLER, HANS.....	6
BREDEL, WILLI.....	7
BETTELHEIM, BRUNO.....	8
BITTON JACKSON, LIVIA.....	8
BOROWSKI, TADEUSZ	9
BRETT, LILY.....	9
BULATY, MILAN.....	10
CYRULNIK, BORIS	10
DELBO, CHARLOTTE.....	10
DINUR ODER DE-NUR, YEHIEL.....	11
DRNDIĆ, DAŠA	12
EDEL, PETER	12
EDVARDSON, CORDELIA	14
EICHENGREEN, LUCILLE	14
FEDERN, ERNST	15
FÉNELON, FANIA.....	16
FRANKL, VIKTOR E.	16
FUKS, LADISLAV.....	18
GIFFORD, ELISABETH	18
GIORDANO, RALPH.....	18
GOBY, VALENTINE.....	20
HILSENDRATH, EDGAR	20
HOLT, HEINRICH EDUARD VOM	21
ITURBE, ANTONIO,	22
KAUTSKY, BENEDIKT	22
KERTÉSZ, IMRE	23
KIŠ, DANILO.....	23
KLÜGER, RUTH	24
KOGON, ERWIN.....	25
KONAR, AFFINITY.....	26
KÖRBER, LILI	26
KOSIŃSKI, JERZY.....	27
LANGHOFF, WOLFGANG.....	28
LENGYEL, OLGA	29
LEVI, PRIMO	30
LITTELL, JONATHAN	30
LUSTIG, ARNOŠT.....	31
MEIER, HEINRICH CHRISTIAN	31
MÜLLER, CHARLOTTE	32
NEUBERT, MARINA B.	33
PHILIPP, BERTHIE	33
PRESSER, BRAM.....	34
RINSER, LUISE	35
ROST, NICO	35
SAFIER, DAVID.....	36

SARID, YISHAI.....	37
SCHRÖDER, KARL.....	37
SEGER, GERHART.....	38
SEGHES, ANNA.....	39
SEM-SANDBERG, STEVE.....	40
SEMPRÚN, JORGE.....	40
SCHALAMOW, WARLAM.....	41
SOLSCHENIZYN, ALEXANDER.....	42
SOMMER, ERNST.....	43
SPIEGELMAN, ART.....	44
STEIN, BENJAMIN.....	44
SZCZYPIORSKI, ANDRZEJ.....	45
TIŠMA, ALEKSANDAR.....	46
UTITZ, EMIL.....	47
WEIL, GRETE.....	47
WEISS, PETER.....	48
WIECHERT, ERNST.....	49
WIESEL, ELIE.....	50
WILKOMIRSKI, BENJAMIN.....	51
WÜRGER, TAKIS.....	51
ZYWULSKA, KRYSZYNA.....	52

Aaron, Soazig

Der Name Soazig Aaron ist ein Pseudonym und geht auf den Namen des Großonkels zurück bei dem die Autorin, geboren 1949 in Rennes, aufgewachsen ist. Sie arbeitete nach dem Studium der Geschichte einige Jahre in einer Buchhandlung in Paris und lebt heute in der Bretagne. Der Roman „Klaras Nein“, der 2002 im französischen Original „Le NON de Klara“ erschien, war ihre erste Publikation. Sie wurde dafür 2002 mit dem Preis der Bourse Goncourt du Premier Roman und den Prix Emmanuel Roblès der französischen Stadt Blois ausgezeichnet. 2004 erhielt sie den Geschwister-Scholl-Preis des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels.

Vgl. Debrabandère, Carine: *Tod der Seele. Soazig Aaron: „Klaras Nein“*. In: *Deutschlandfunk*, 07.09.2004. URL: https://www.deutschlandfunk.de/tod-der-seele.700.de.html?dram:article_id=81975 (27.02.2020).

Adler, Hermann

Hermann Adler, geboren am 2. Oktober 1911 in Diószeg, gestorben am 18. Februar 2011 in Basel, wuchs in Nürnberg auf. Nach seiner Ausbildung zum Lehrer am jüdischen Lehrerseminar in Würzburg und Breslau sowie an einer Schule für Schwererziehbare in Landeshut (Kamienna Góra) kehrte er 1934 in die Tschechoslowakei zurück, wo er ab 1939 in der ‚Tschechoslowakischen Legion‘ diente. Während des Zweiten Weltkriegs schloss er sich dem jüdischen Widerstand in Litauen und Polen an und spielte eine wichtige Rolle bei den Getto-Aufständen in Vilnius und Warschau. Er entkam zunächst nach Budapest, wurde aber nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Getto von Wilna interniert. Er lebte mit seiner Frau Anita Distler mehrere Monate lang versteckt in der Wohnung des aus Wien

stammenden Feldwebels Anton Schmid, der 1942 wegen seiner Hilfe für Juden hingerichtet wurde. 1943 konnte Adler aus dem Getto nach Warschau fliehen, wo er am Aufstand im Warschauer Getto teilnahm. Er wurde gefangen genommen und in das Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert, wo er medizinischen Experimenten ausgesetzt war. Nach dem Krieg zog Adler in die Schweiz. Hier entstanden ab 1945 dokumentarische und fiktionale Werke, in denen er über das Getto von Wilna und den jüdischen Widerstand schrieb. 1945 erschien die Gedichtsammlung „Gesänge aus der Stadt des Todes“ und die Erzählung „Ostra Brama – Eine Legende aus der Zeit des großen Untergangs“. 1948 folgten „Fieberworte von Verdammnis und Erlösung“ und 1950 „Bilder nach dem Buche der Verheissung“. Er schrieb zudem Texte für Radio und Fernsehen, ebenso wie Bücher mit psychologischen Themen. 1967 drehte der israelische Filmregisseur Nathan Jariv nach dem Drehbuch von Hermann Adler den ZDF-Fernsehfilm Hermann Adler „Feldwebel Schmid“.

Vgl. Heuer, Renate (Hg.): *Lexikon deutsch-jüdischer Autoren. Band 1, München: Saur 1992 sowie Hermann Adler*“. In: *Encyclopedia of Judaism*, o. J.

URL: http://judaism_enc.enacademic.com/414/ADLER%2C_HERMANN (Stand: 201.12.2017).

Aichinger, Ilse

Ilse Aichinger, geboren am 1. November 1921 in Wien, gestorben am 11. November 2016 in Wien, wurde zusammen mit ihrer Zwillingschwester Helga als Tochter eines Lehrers und einer jüdischen Ärztin geboren. Die Familie lebte später in Linz. Als der Vater die Scheidung einreichte, da er seine berufliche Karriere nicht durch die Ehe mit einer Jüdin gefährden wollte, zog die Mutter mit den Kindern zurück nach Wien, wo Aichinger bei ihrer jüdischen Großmutter und in Klosterschulen lebte. Die Schwester konnte am 4. Juli 1939 mit einem Kindertransport nach Großbritannien entkommen. Ilse Aichinger blieb bei ihrer Mutter, um sie durch ihren besseren Status als ‚Halbjüdin‘ vor der Deportation zu bewahren. Ein Studienplatz wurde Aichinger verweigert. Mit ihrer Mutter wurde sie in den Kriegsjahren dienstverpflichtet. Als sie volljährig wurde und damit der Schutz der Mutter aufgrund ihrer Sorgspflicht für ein minderjähriges Kind erlosch, versteckte sie ihre Mutter in einem ihr zugewiesenen Zimmer direkt gegenüber dem Gestapo-Hauptquartier im ehemaligen Hotel Metropol am Morzinplatz. 1942 wurden die Großmutter und die jüngeren Geschwister der Mutter verschleppt und kamen im Vernichtungslager Maly Trostinez in der Nähe von Minsk um. Nach Kriegsende begann Aichinger ein Medizinstudium, das sie jedoch nach fünf Semestern abbrach, um ihren Roman „Die grössere Hoffnung“ zu schreiben. Bereits 1945 schrieb sie auch einen Text über die Konzentrationslager mit dem Titel „Das vierte Tor“. 1949/50 arbeitete Ilse Aichinger als Verlagslektorin für den S. Fischer Verlag und 1950/51 war sie Assistentin von Inge Aicher-Scholl an der Hochschule für Gestaltung in Ulm. 1951 wurde sie erstmals zur Gruppe 47 eingeladen und lernte hier Günter Eich kennen, den sie 1953 heiratete. Sie bekam zwei Kinder und lebte mit ihrer Familie zuerst in Lenggries, dann in Breitbrunn am Chiemsee und ab 1963 in Großmain im Bundesland Salzburg. 1972 starb Günter Eich. 1981 zog Ilse Aichinger nach Frankfurt am Main und 1988 nach Wien. Ilse Aichinger wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, etwa 1971 mit dem Nelly-Sachs-Preis, 1982 mit dem Petrarca-Preis sowie 1983 mit dem Franz-Kafka-Preis. 1995 erhielt sie für ihr Lebenswerk den Großen Österreichischen Staatspreis für Literatur und 2000 den Joseph-Breitbach-Preis. Ab 1977 war sie Mitglied der

Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Außerdem war sie ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und gehörte nach der Fusion seit 1993 der Akademie der Künste Berlin an. Seit 1957 war sie Mitglied in der internationalen Schriftstellervereinigung PEN.

Vgl. Patterson, David, Alan L. Berger und Sarita Cargas (Hg.): *Encyclopedia of Holocaust Literature*. Westport, Connecticut/London: Oryx Press, 2002, S. 4-6; Moser, Samuel: *Ilse Aichinger. Leben und Werk*. Frankfurt a.M. 1990. Liska/Vloeberghs, 2004, S. 3-10; Lorenz, Dagmar C.G.: *Ilse Aichinger*. In: Kremer, Lillian S. (Hg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and their Work. Volume I – Agosin to Lentin*. New York/London: Routledge, 2003, S. 5-9 sowie Benson, Renate: *Aichinger, Ilse*. In: Riggs, Thomas (Hg.): *Reference Guide to Holocaust Literature*. Farmington Hills: St. James Press, 2002, S. 4-6.

Amat-Piniella, Joaquim

Joaquim Amat-Piniella, geboren am 22. November 1913 in Manresa bei Barcelona, gestorben am 3. August 1974 in Barcelona, beteiligte sich im Oktober 1934 unter der Führung des katalanischen Präsidenten Lluís Companys am Aufstand gegen die konservativen Parteien der republikanischen Regierung in Spanien. Er wurde verhaftet und für drei Monate in Barcelona inhaftiert. Bei Ausbruch des Bürgerkriegs 1936 brach er sein Jurastudium ab und meldete sich freiwillig für die Republikanische Armee. Nach dem Sieg der Faschisten unter der Führung Francos floh Amat-Piniella im Juli 1939 nach Frankreich, wo er, nachdem er verschiedene Lager durchlaufen hatte, schließlich der 109. Compagnie des Travailleurs Étranger (Kompanie Ausländischer Arbeiter) zugeteilt wurde, die in der Nähe der Margot-Linie stationiert war. Im Juni 1940 fiel er zusammen mit vielen anderen deutschen Besatzungstruppen in die Hände. Im Januar 1941 wurde er vom Stalag XI-B in Fallingb. ins Hauptlager nach Mauthausen verlegt. Hier arbeitete er in der Effektenkammer, wurde im Herbst jedoch für drei Monate in den Steinbruch des Lagers versetzt. Später war er in zwei Außenlagern eingesetzt. Am 6. Mai 1945 wurde Amat-Piniella in Ebensee befreit. Nachdem er in Paris rehabilitiert wurde, ließ er sich zunächst in Andorra nieder, wo er einen ersten Entwurf zu „K. L. Reich“ verfasste. 1946 kehrte er zu seiner Frau Maria Llaveris nach Barcelona zurück, die jedoch 1949 starb. Das Paar hatte einen gemeinsamen Sohn. Amat-Piniella war eng verbunden mit in Frankreich lebenden Mauthausen-Überlebenden und einer der Initiatoren des 1962 in Barcelona gegründeten Vereins „Amical de Mauthausen y otros campos“ („Freundeskreis von Mauthausen und anderen Lagern“), die jedoch bis 1978 im Untergrund arbeiten musste. Neben „K. L. Reich“ hat er noch einige andere Romane veröffentlicht.

Vgl. Marín-Dòmine: Nachwort. In: Amat-Piniella, Joaquim: *K.L. Reich*. Wien: Czernin Verlag, 2016, S. 332-337.

Andrzejewski, Jerzy

Jerzy Andrzejewski, geboren am 19. August 1909 in Warschau, gestorben am 19. April 1983 in Warschau, studierte von 1927 bis 1937 polnische Philologie in Warschau. Bereits 1932 veröffentlichte er sein schriftstellerisches Debüt, 1936 erschien unter dem Namen „Drogi nieuniknione“ (deutsch „Die unvermeidlichen Wege“) ein erster Band mit Erzählungen. Während des Zweiten Weltkriegs war Andrzejewski zwischen 1940 und 1944 im polnischen

Untergrund tätig. Nach dem Krieg arbeitete er einige Jahre unter anderem für das Wochenblatt „Odrodzenie“ (deutsch „Wiedergeburt“) und für die Krakauer Abteilung des Verbandes der Polnischen Literatur. Seine Wandlung vom katholischen zum kommunistischen Schriftsteller macht sein 1948 erschienenes Werk „Popiół i diament“ (deutsche Übersetzung „Asche und Diamant“ 1960) deutlich. 1950 schloss er sich der Kommunistischen Partei Polens an – er trat jedoch 1957 wieder aus – und war unter anderem zwischen 1952 und 1954 Chefredakteur der polnischen Kulturzeitschrift „Przegląd kulturalny“ (deutsch „Kultureller Überblick“). Zwischen 1952 und 1957 war er außerdem Abgeordneter des Sejm. Zunächst ein Verfechter des Sozialistischen Realismus, beteiligte sich Andrzejewski an einer Protestnote – Dokument List 34 (Brief der 34) – der polnischen Intelligenz für Handlungsfreiheit in ihren Werken. Zahlreiche seiner Werke wurden verfilmt, in mehreren Fällen schrieb er dazu auch die Drehbücher.

Vgl. Adamczyk-Garbowska, Monika: Jerzy Andrzejewski. In: Kremer, Lillian (Hg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume I – Agosín to Lentin*. New York/London: Routledge, 2003, S. 43-45.

Appelfeld, Aharon

Aharon Appelfeld, geboren als Erwin Appelfeld am 16. Februar 1932 in Jadova (Rumänien, heute Ukraine), gestorben am 4. Januar 2018 in Petach Tikwa (Israel), wuchs in der heutigen Ukraine in einem gutbürgerlichen Haushalt in Czernowitz auf. Mit seinen Eltern sprach er Deutsch, mit seinen Großeltern Jiddisch. Als er acht Jahre alt war, wurde seine Mutter von deutschen und rumänischen Faschisten ermordet. Mit dem Vater war er danach kurze Zeit im Getto. Er wurde gemeinsam mit ihm in ein Zwangsarbeitslager im eroberten Transnistrien verschleppt, wo er vom Vater getrennt wurde. Appelfeld gelang die Flucht, seinem Vater nicht. Den ersten Winter überlebte er in der Hütte einer Prostituierten. Danach wurde er zum Handlanger für Kriminelle. Den Fußmarsch von der Ukraine bis nach Zagreb machte Appelfeld als Küchenjunge der Roten Armee. Schließlich kam er im süditalienischen Durchgangslager an, wo er mit vielen anderen auf ein Schiff nach Palästina wartete. Dort angelangt lernte er Hebräisch und studierte an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Überraschend traf er später auch seinen Vater wieder, von dem er angenommen hatte, er sei umgekommen. Von 1975 bis zu seiner Emeritierung 2001 war er Professor für hebräische Literatur an der Ben-Gurion-Universität des Negev in Be'er Scheva. Erste Erzählungen, in denen er die Situation der Überlebenden des Holocaust beschreibt, veröffentlichte er ab Ende der 1950er-Jahre. Vor allem aber beschäftigt er sich fiktional auch immer wieder mit der verloren gegangenen Welt seiner Kindheit und seinen Erinnerungen daran. Er veröffentlichte 46 Romane. Mit seiner aus Argentinien nach Israel eingewanderten Ehefrau Judith hatte er drei Kinder.

Vgl. Ramras-Rauch, Gila: Aharon Appelfeld. In: Kremer, S. Lillian (Hg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume I. Agosín to Lentin*. New York/London: Routledge, 2003, S. 50-60; Sokoloff, Naomi B.: Aharon Appelfeld. In: Sicher, Efraim (Hg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 17-30; Goldenberg, Myrna: Appelfeld, Aharon. In: Riggs, Thomas (Hg.): *Reference Guide to Holocaust Literature*. Farmington Hills: St. James Press, 2002, S. 11-13; Appelfeld, Aharon: *Geschichte eines Lebens*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2018 sowie „Appelfeld, Aharon“. In: Munzinger

Becker, Jurek

Jurek Becker, geboren vermutlich am 30. September 1937 in Łódź, gestorben am 14. März 1997 in Thumby, wuchs als Sohn eines jüdischen Angestellten und Prokuristen in einer Textilfabrik in Łódź auf. 1940 musste er mit seinen Eltern in das Getto Lodz/Litzmannstadt ziehen. 1943 wurde er mit seiner Mutter zunächst in das Konzentrationslager Ravensbrück und später nach Sachsenhausen bzw. ins Außenlager Königs Wusterhausen deportiert. Die Mutter starb im Lager, Becker wurde im April 1945 durch die Rote Armee befreit. Auch der Vater überlebte das Außenlager Königs Wusterhausen. Mit Hilfe der United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) wurde er nach Kriegsende wieder mit seinem Sohn vereint. Sie ließen sich 1945 in Ost-Berlin nieder, wo Becker die Schule begann und Deutsch lernte. Becker trat 1957 der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) bei und begann nach dem Abitur und zwei freiwilligen Dienstjahren bei der Kasernierten Volkspolizei ein Studium der Philosophie an der Humboldt-Universität. Aufgrund von disziplinarischem Fehlverhalten sollte er 1960 von der Universität entlassen werden. Er studierte dann Filmwissenschaften im Filmzentrum Babelsberg und schrieb Drehbücher für die Deutsche Film Aktiengesellschaft (DEFA), aber auch etwa für das Kabarett „Die Distel“. Er heiratete 1961 Erika Huttig, mit der er zwei Söhne bekam. 1977 wurde die Ehe geschieden. Da Becker aufgrund seines jungen Alters im Holocaust nur unvollständige und vage Erinnerungen an die Ereignisse hatte, entwickelte er fiktionale Geschichten, in die er unter anderem Erzählungen seines Vaters verwob, wie etwa in „Jakob der Lügner“ (deutsches Original 1969). Der Roman wurde ein großer Erfolg in Ost- und Westdeutschland und wurde 1974 von der DEFA verfilmt. 1977 zog Becker mit einem Dauervisum in den Westen. Mit seiner zweiten Frau, die er 1986 heiratete, bekam er einen weiteren Sohn. Becker erhielt für den Roman, aber auch seine nachfolgenden, etwa „Der Boxer“ (deutsches Original 1976) oder „Bronsteins Kinder“ (deutsches Original 1986) zahlreiche Literaturpreise.

Vgl. Schaumann, Caroline: Jurek Becker. In: Sicher, Efraim (Hg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 36-43 sowie „Becker, Jurek“. In: Bundesstiftung Aufarbeitung. *Biographische Datenbanken. Biographische Angaben aus dem Handbuch „Wer war wer in der DDR?“*, o. J. URL: <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/vermitteln/bildung/bildungskatalog/jurek-becker> (Stand: 09.09.2020).

Beimler, Hans

Hans Beimler, geboren am 2. Juli 1895 in München, gestorben am 1. Dezember 1936 in Madrid, war ab 1929 Leiter der Fraktion der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) im Augsburger Stadtrat, ab April 1932 Landtagsabgeordneter für die KPD in Bayern und Politischer Leiter des Bezirks Südbayern, ab Juli 1932 Reichstagsabgeordneter. Am 11. April 1933 wurde er verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau gebracht, wo er in Bunkerhaft kam und misshandelt wurde. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1933 gelang ihm die Flucht nach Moskau. Im Dezember 1933 wurde Beimler Mitarbeiter der Roten Hilfe in Paris, wechselte im September 1934 nach Prag, wo er Leiter der Außenstelle der KPD wurde und Flüchtlinge betreute sowie Menschen nach Deutschland schleuste. Anfang November 1934 wurde Beimler ausgebürgert. Von 1935 bis 1936 leitete er die Rote Hilfe

Deutschland in Zürich. Nachdem seine Arbeit in Zürich durch einen Spitzel verraten worden war, ging Beimler im August 1936 nach Spanien, um dort Militärformationen aus deutschen Emigranten zu bilden. Bei der Verteidigung Madrids gegen die faschistischen Truppen kam er am 1. Dezember 1936 ums Leben. Er wurde zum Symbol der heldenhaften Freiheitskämpfer für die Sache der Arbeiter stilisiert. Nach dem Krieg galt er in der DDR als eine Ikone des antifaschistischen Kampfes. Zahlreiche Schulen und Straßen wurden nach ihm benannt, von denen die meisten allerdings nach der Vereinigung 1990 wieder umbenannt wurden.

Vgl. Kiniorska-Michel, Anna: *Beimler, Im Mörderlager Dachau, 1933*. In: Datenbank „Frühe Texte der Holocaust- und Lagerliteratur 1933-1949“, o. J. URL: http://ahlwiki.ub.uni-giessen.de/index.php/Beimler,_Im_Mörderlager_Dachau,_1933 (Stand: 19.04.2021).

Bredel, Willi

Willi Bredel, geboren am 2. Mai 1901 in Hamburg, gestorben am 27. Oktober 1964 in Ost-Berlin, lernte nach dem Abschluss der Volksschule von 1916 bis 1918 Eisen- und Metaldreher in der Hamburger Werft Blohm & Voss. Von 1916 bis 1917 war er Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend, von 1917 bis 1920 gehörte er dem Spartakusbund an und seit 1919 der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Nach seiner Teilnahme am Hamburger Aufstand 1923 wurde er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. 1925 wurde er amnestiert und arbeitete als Seemann, Taxichauffeur und Dreher in einer Maschinenfabrik sowie war gleichzeitig journalistisch für die Bremer „Arbeiterzeitung“ und den Essener „Ruhrecho“ tätig. 1923 wurde er Redakteur der „Hamburger Volkszeitung“. 1930 wurde er wegen „Vorbereitung literarischen Hoch- und Landesverrats“ zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt. In der Haft schrieb er seine ersten Romane. Zwei Tage nach dem Reichstagsbrand wurde er am 1. März 1933 in „Schutzhaft“ genommen und im Konzentrationslager Fuhlsbüttel inhaftiert, wo er schwer misshandelt wurde. 1934 gelang ihm die Flucht in die Tschechoslowakei, wo er seinen Roman „Die Prüfung“, einer der ersten international beachteten Romane über ein deutsches Konzentrationslager schrieb. Von dort emigrierte er nach Moskau, wo unter anderem für Radio Moskau tätig war. Ab 1936 gab er mit Bertholt Brecht und Lion Feuchtwanger die antifaschistische literarische Exilzeitschrift „Das Wort“ heraus. Im Juli 1937 schloss er sich den Internationalen Brigaden an, um die Spanische Republik gegen die Putschisten um Franco zu verteidigen. Auch diese Erlebnisse verarbeitete er in einem Roman. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kehrte er in die Sowjetunion zurück, wo er Flugblätter für deutsche Soldaten verfasste und später auch an Frontabschnitten in Lautsprechereinsätzen zu deutschen Soldaten sprach. Im Juli 1943 gründete er das antifaschistische Nationalkomitee „Freies Deutschland“ mit. Er war auch weiterhin als Schriftsteller aktiv. Nach Kriegsende trat er einer Initiativgruppe der KPD in Mecklenburg bei und beteiligte sich am Wiederaufbau in Rostock und Schwerin. Von 1950 bis 1964 lebte er in Ost-Berlin als Schriftsteller und Kulturpolitiker. Er war außerdem Mitglied des Zentralkomitees der SED und seit 1957 Mitglied der Kulturkommission. Ab 1956 war er Vizepräsident und ab 1962 Präsident der Deutschen Akademie der Künste.

Vgl. „Willi Bredel“. In: Willi-Bredel-Gesellschaft, o. J. URL: www.bredelgesellschaft.de/schopes/bio.html (Stand: 03.09.2020) sowie „Willi Bredel“. In: Bundesstiftung Aufarbeitung. Biographische Datenbanken. Biographische Angaben aus dem Handbuch „Wer war wer in der DDR?“, o. J. URL: <https://www.bundesstiftung->

Bettelheim, Bruno

Bruno Bettelheim, geboren am 28. August 1903 in Wien, gestorben am 13. März 1990 in Silver Spring, Maryland (USA), wuchs in einer wohlhabenden jüdischen Familie auf. Er studierte an der Universität Wien nacheinander Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie, besuchte aber auch Vorlesungen von Sigmund Freud. 1938 wurde er mit einer Arbeit zu Kants Philosophie promoviert, der Dokortitel wurde ihm jedoch 1941 durch die Nationalsozialisten aberkannt. Erst 2003 wurde der Beschluss für nichtig erklärt. 1938 wurde Bettelheim zunächst im Konzentrationslager Dachau, später in Buchenwald inhaftiert. In Buchenwald freundete er sich mit dem österreichischen Psychoanalytiker Ernst Federn an. 1939 gelang ihm nach elfmonatiger Haft mit amerikanischer Unterstützung die Emigration in die USA. Die Lagerhaft hat Bettelheims spätere psychologischen Arbeiten, etwa zum menschlichen Verhalten in Extremsituationen, entscheidend geprägt und bestimmt. Ab 1944 war er an der University of Chicago Assistenzprofessor für Kinder- und Jugendpsychologie, -psychiatrie und -pädagogik, ab 1952 bis 1973 war er dort ordentlicher Professor. Am 13. März 1990 nahm sich Bettelheim das Leben.

Vgl. Federn, Ernst: Bruno Bettelheim und das Überleben im Konzentrationslager In: Kaufhold, Roland (Hg.): Ernst Federn – Versuche zur Psychologie des Terrors. Gießen: Psychosozial-Verlag, 1998, S. 105-108 sowie Kaufhold, Roland (Hg.): Annäherung an Bruno Bettelheim. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag, 1994.

Bitton Jackson, Livia

Livia Bitton Jackson, geboren als Elvira Friedmann am 28. Februar 1931 in Samorín (Slowakei), wuchs in einer jüdischen Familie auf. Mit der Besetzung der tschechoslowakischen Stadt durch ungarische Truppen 1938 war die Familie zunehmend Diskriminierungen ausgesetzt. Im März 1944, nach dem deutschen Überfall auf Ungarn, mussten sie in das Getto Nagymagyar umziehen. Der Vater wurde kurze Zeit später in das Arbeitslager Komárom verschleppt. Livia Bitton-Jackson wurde mit weiteren Familienmitgliedern nach Auschwitz deportiert. Zusammen mit ihrer Mutter wurde sie in das KZ Plaszow überstellt, wo sie schwere körperliche Arbeit verrichten musste. Im Herbst 1944 gelangten sie in das Dachauer Außenlager Augsburg-Kriegshaber, wo sie Zwangsarbeit für die Luftwaffenproduktion leisten mussten. Mit dem Herannahen der Alliierten wurden sie Anfang April 1945 in das sogenannte Waldlager bei Mühldorf transportiert und von dort auf einen sogenannten Evakuierungsmarsch geschickt. Ende April wurden sie von amerikanischen Truppen in Seehaupt am Starnberger See befreit. Der Vater starb im KZ Bergen-Belsen. Die Mutter sowie ihr Bruder überlebten. Gemeinsam mit ihnen ging sie 1951 nach New York. Bitton-Jackson wurde in Hebräischer Kultur und Jüdischer Geschichte promoviert und ist als Geschichtsprofessorin tätig. 1977 emigrierte sie nach Israel. Nach ihrem Erinnerungswerk „Elli: Coming of Age in the Holocaust“ (amerikanisches Original 1980) richtet sich ihr preisgekröntes Buch „1000 Jahre

habe ich gelebt“ (amerikanisches Original 1997, deutsche Übersetzung 2004), in dem sie von ihrer Verfolgungsgeschichte und Lagerhaft erzählt, an Jugendliche.

Vgl. Bitton Jackson, Livia E.: *Elli. Coming of Age in the Holocaust. USA: Book Club Edition, 1980* sowie „Livia Bitton-Jackson“. In: KZ-Gedenkstätte Dachau, o. J. URL: <https://www.kz-gedenkstaette-dachau.de/videos/livia-bitton-jackson/> (Stand: 25.02.2021).

Borowski, Tadeusz

Tadeusz Borowski, geboren am 12. November 1922 in Schytomyr, gestorben am 3. Juli 1951 in Warschau, war der Sohn polnischer Eltern. Er arbeitete als Buchhalter in einer Genossenschaft für Imkerei und Gartenbau. 1926 gelangte er in Gefängnishaft, da er vor dem Ersten Weltkrieg Mitglied der Polska Organizacja Wojskowa (POW) gewesen war. Er wurde nach Karelien deportiert, wo er Zwangsarbeit leisten musste. Mit seinem Bruder Juliusz gelangte er 1932 im Rahmen eines Austauschs gegen in Polen inhaftierte Kommunisten zurück nach Polen. Im von den Deutschen besetzten Warschau legte Borowski 1940 an einem Untergrundgymnasium sein Abitur ab und begann ein Studium der Polonistik an einer Untergrunduniversität. Dort lernte er seine spätere Frau Maria Rundo kennen. Er arbeitete als Nachtwächter und veröffentlichte Kurzgeschichten und Gedichte. 1943 wurde Borowski verhaftet und nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Dort arbeitete er als Sanitäter im Lagerkrankenhaus. 1944 wurde er in das KZ Dautmergen (ein Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof) und später nach Dachau überstellt. Hier wurde er am 1. Mai 1945 befreit. Nach einigen Monaten in einem DP-Lager in blieb er einige Zeit in München bevor er 1946 nach Polen zurückkehrte. Dort heiratete er im Dezember 1946 Maria Rundo, die 1943 ebenfalls verhaftet worden war und die Lagerhaft überlebt hatte. Er veröffentlichte vier Erzählbände, darunter sein bekanntestes Werk „Bei uns in Auschwitz“ (polnisches Original 1946, deutsche Übersetzung 1963) und wurde im Februar 1948 Mitglied der Kommunistischen Partei. Fünf Tage nach der Geburt seiner Tochter unternahm er am 1. Juli 1951 einen Selbstmordversuch, an dessen Folgen er am 3. Juli starb.

Vgl. Klee, Ernst: *Auschwitz. Täter, Gehilfen, Opfer und was auch ihnen geworden ist. Frankfurt a. M.: Fischer, 2013, S. 60* sowie Wirth, Andrzej und Adam Czerniawski: *A Discovery of Tragedy (The Incomplete Account of Tadeusz Borowski)*. In: *The Polish Review. University of Illinois Press, Vol. 12, Nr. 3, 1967, S. 43-52.*

Brett, Lily

Lily Brett, geboren am 5. September 1946 in Feldafing, wurde unter dem Namen Luba Brajsztajn Lilijahne Breitstein im Displaced Persons-Lager Feldafing geboren. Ihre Eltern hatten als jüdische Häftlinge verschiedene Zwangsarbeitslager überlebt und im Getto Lodz/Litzmannstadt geheiratet. Im Konzentrationslager Auschwitz waren sie getrennt worden, erst nach der Befreiung fanden sie sich wieder. Die Familie emigrierte 1948 nach Australien, wo Lily Brett in Melbourne aufwuchs und mit 19 Jahren für ein Rockmagazin zu schreiben begann. Seit 1979 war sie vor allem als Schriftstellerin tätig. Sie lebt seit 1989 mit ihrem zweiten Mann, dem Maler David Rankin, und ihren drei Kindern in New York. Sie hat zahlreiche Literaturpreise erhalten, unter anderen für ihre erste Gedichtsammlung „The Auschwitz Poems“ von 1986 den Victorian Premier’s Literary Award.

Vgl. „Lily Brett“. *Lily Brett Homepage*, o. J. URL: <http://www.lilybrett.com> (Stand: 03.08.2020).

Bulaty, Milan

Milan Bulaty, geboren 1946 in Prag, studierte von 1966 bis 1968 in Prag Elektrotechnik, danach bis 1970 Philosophie an der Karls-Universität in Prag. 1970 zog er nach Deutschland, wo er bis 1975 in Freiburg und Heidelberg Philosophie studierte. 1979 wurde er promoviert und war von 1981 bis 1991 als Bibliothekar unter anderem an der Amerika-Gedenkbibliothek in Berlin tätig. Von 1992 bis 2011 war er Direktor der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin. Er war außerdem Gründungsdirektor des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums. 2017 erschien sein Roman „Arbeitstage“.

Vgl. „Milan Bulaty“. In: *Milan Bulaty Homepage*, o. J. URL: <https://milanbulaty.com> (Stand: 03.08.2020).

Cyrulnik, Boris

Boris Cyrulnik, geboren am 26. Juli 1937, ist der Sohn aus der Ukraine eingewanderter jüdischer Eltern in Bordeaux. Sein Vater wurde als französischer Soldat aus der Kriegsgefangenschaft nach Auschwitz deportiert. Der Mutter gelang es im Juni 1942 noch, ihren Sohn in einer Pflegefamilie in Sicherheit zu bringen, bevor auch sie als Jüdin in ein deutsches Vernichtungslager deportiert wurde. Bei einer Razzia im Januar 1944 wurde Cyrulnik aufgegriffen und zusammen mit anderen in der Synagoge in Bordeaux zusammengetrieben. Es gelang ihm jedoch zu entkommen und bis Kriegsende in verschiedenen Verstecken zu überleben. Nach dem Krieg wurde er zwischen der Familie seiner Tante und seiner Pflegefamilie hin- und hergerissen. Bekannt ist der Neurologe, Psychiater und Verhaltensforscher vor allem für seine Forschungen und Studien zur Resilienz. Mit seinem Buch „Rette dich, das Leben ruft“ (französisches Original 2012, deutsche Übersetzung 2013) veröffentlichte er zum ersten Mal seine eigene Geschichte.

Vgl. *Cyrulnik, Boris: Rette Dich, das Leben ruft!* Berlin: Ullstein, 2016.

Delbo, Charlotte

Charlotte Delbo, geboren am 10. August 1913 in Vigneux sur Seine, gestorben am 1. März 1985 in Paris, wuchs in Vigneux-sur-Seine in der Nähe von Paris auf und begann nach dem Abitur ein Philosophiestudium an der Sorbonne in Paris. 1932 trat sie der Liga junger Kommunistinnen, der „Jeunesse communiste“ bei, 1936 heiratete sie den Journalisten Georges Dudach. Sie wurde Assistentin des Schauspielers und Theaterdirektors Lius Jouvet und brach ihr Studium ab. Delbo schloss sich nach der Besetzung Frankreichs 1941 wie ihr Mann der Résistance an. Am 2. März 1942 wurde die Gruppe um den marxistischen Philosophen Georges Politzer verhaftet, ihr Mann sowie andere Mitglieder im Mai hingerichtet. Delbo wurde ins Gefängnis von Santé gebracht sowie in verschiedene andere französische Gefängnisse, bevor sie mit dem letzten Transport nichtjüdischer politischer Gefangener aus Frankreich am 24. Januar 1943 nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurde. Sechs Monate später wurde sie in ein

Arbeitskommando in Raisko überstellt. 1944 gelangte sie in das Konzentrationslager Ravensbrück. Hier wurde sie am 23. April 1945 in der Rettungsaktion des Roten Kreuzes mit einem der ‚Weißen Busse‘ über die Schweiz nach Schweden gebracht, von wo sie schließlich zurück nach Frankreich gelangte. Über ihre Erfahrungen im Holocaust hat sie verschiedene Werke verfasst, über die Zeit in Auschwitz hat sie in ihrer „Trilogie“ (französisches Original 1970, deutsche Übersetzung 1990) geschrieben, die aus den Bänden „Keine von uns wird zurückkehren“, „Eine nutzlose Bekanntschaft“ und „Mass unserer Tage“ besteht.

Vgl. Kolb, Ulrike: Nachwort. In: Delbo, Charlotte: *Trilogie. Keine von uns wird zurückkehren. Eine nutzlose Bekanntschaft. Mass unserer Tage*. Frankfurt a.M.: Stroemfeld/Roter Stern, 1990, S. 497-501.

Dinur oder De-Nur, Yehiel

Yehiel Dinur oder De-Nur (hebräisch יחיאל די-נור; gebürtig Yehiel Feiner), geboren am 16. Mai 1909 in Sosnowiec, gestorben am 17. Juli 2001 in Tel Aviv, wuchs in Sosnowiec auf und war während des Holocaust zwei Jahre lang in verschiedenen Gettos, Arbeitslagern, wie etwa in den Gettos Sosnowiecz und Bedzin, dem Arbeitslager Zakrau und auch im Konzentrationslager Auschwitz gefangen. Er hatte eine Zwillingschwester sowie einen jüngeren Bruder, deren Schickale im Holocaust er unter anderem in den Roman „Höllenfahrt“ (hebräisches Original 1955, deutsche Übersetzung 1980) und „Piepel“ (hebräisches Original 1961) literarisch und fiktionalisiert verarbeitet hat. 1945 wanderte er nach Palästina aus und schrieb unter dem Pseudonym Kazetnik Ka-Tzetnik oder Ka-tzetnik 135 633 mehrere Bücher über seine Erlebnisse im Holocaust. Seinen ersten Roman „Salmandrah“ (hebräisches Original 1953) schrieb er in einem italienischen Krankenhaus unmittelbar nach Kriegsende innerhalb weniger Wochen. Auf die Frage des jüdischen Soldaten, dem er das Manuskript anvertraute, nach dem Namen des Autors, soll De-Nur geantwortet haben, ‚sie‘ hätten es geschrieben, er solle ‚ihren‘ Namen darauf setzen: ‚Ka-tzetnik‘. Damit war das Pseudonym, unter dem er fortan schrieb, geboren. Erst durch seine Aussage beim Eichmann-Prozess in Israel wurde es aufgelöst. Ka-Tzetnik bedeutet auf Jiddisch so viel wie ‚KZ-Häftling‘, die Nummer 135 633 war seine Nummer in Auschwitz. Neben seinem bekanntesten Werk „Höllenfahrt“ ist vor allem auch sein Erlebnisbericht „Shivitti“ (hebräisches Original 1987, deutsche Übersetzung 1991) bekannt geworden. Darin berichtet er über seine LSD-Therapie bei dem niederländischen Arzt Jan C. Bastiaans, mit der er versuchte, seine Erinnerungen an Auschwitz zu verarbeiten. Am 7. Juni 1961 sagte De-Nur als Zeuge im Prozess gegen Adolf Eichmann aus und beschrieb Auschwitz in seiner Rede als ‚Planet der Asche‘. Er verlor jedoch noch während der Zeugenvernehmung das Bewusstsein und konnte seine Aussage nicht beenden.

Vgl. Porat, Dina: *An Author as His Own Biographer – Ka-Tzetnik: A Man and a Tattooed Number*. In: Timm, Annette F. (Hg.): *Holocaust History and the Readings of Ka-Tzetnik*. London / Oxford/NewYork / New Delhi/Sydney: Bloomsbury, 2019, S. 24-49; Szeintuch, Yechiel: *Ka-Tzetnik*. In: Diner, Dam (Hg.): *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur (EJGK)*. Band 3: He–Lu. Metzler, Stuttgart/Weimar 2012, S. 338–341; Patterson, David, Alan L. Berger und Sarita Cargas (Hg.): *Encyclopedia of Holocaust Literature*. Westport, Connecticut/London: Oryx Press, 2002, S. 84-87; Yudkin, Leon: *Ka-Tzetnik 135633 (Yehiel Dinur)*. In: Sicher, Efraim (Hg.): *Dictionary of Literary Biography*. Volume 299: *Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 157-165 sowie Shavitsky, Ziva: *Ka. Tzetnik (Yehiel Dinur)*. In: Kremer, Lillian (Hg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work*. Volume I – Agosin to Lentin. New York/London: Routledge, 2003, S. 621-624.

Drndić, Daša

Daša Drndić, geboren am 10. August 1946 in Zagreb, gestorben am 5. Juni 2018 in Rijeka, studierte Englische Sprache und Literatur an der Philologischen Fakultät der Universität Belgrad. An der Southern Illinois University absolvierte sie als Fulbright-Stipendiatin ein Aufbaustudium in Theater und Kommunikation. Sie wurde an der Universität Rijeka promoviert und lehrte mehrere Jahre an Universitäten in Kanada und den USA. Zuletzt unterrichtete sie Englische Literatur an der Universität in Rijeka. Sie veröffentlichte zahlreiche Bücher, Kurzgeschichten und Hörspiele. Ihr Roman „Sonnenschein“ (kroatisches Original 2007, deutsche Übersetzung 2019) war das erste Buch, das in deutscher Sprache erschien. Es wurde insgesamt in mehr als zehn Sprachen übersetzt. Die deutsche Übersetzung von Brigitte Döbert und Blanka Stipetić kam 2015 auf die Shortlist des Internationalen Literaturpreises des Hauses der Kulturen der Welt.

Vgl. Flood, Alison: Daša Drndić, 'unflinching' Croatian novelist, dies aged 71. In: The Guardian, 06.06.2018. URL: <https://www.theguardian.com/books/2018/jun/06/dasa-drndic-unflinching-croatian-novelist-dies-aged-71> (Stand: 07.01.2024) sowie „Internationaler Literaturpreis Berlin. Literarische Entdeckungsreise. Jörg Plath im Gespräch mit Joachim Scholl“. In: Deutschlandradio Kultur. URL: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/internationaler-literaturpreis-berlin-literarische-100.html> (Stand: 07.01.2024).

Edel, Peter

Peter Edel, geboren am 12. Juli 1921 in Berlin als Peter Hirschweh, gestorben am 7. Mai 1983 in Berlin, wurde in eine bürgerliche deutsch-jüdische Familie geboren. Sein Großvater war der Illustrator und Schriftsteller Edmund Edel. Peter Edel wuchs als Einzelkind auf, die Familie war Mitglied der reformierten Jüdischen Gemeinde in Berlin. Edel besuchte von 1926 bis 1931 die Volksschule, danach bis 1935 das Prinz-Heinrich-Gymnasium in Berlin, das er jedoch aufgrund der nationalsozialistischen Rassegesetze verlassen musste. Bis 1940 absolvierte er eine Ausbildung als Maler und Grafiker an der Grafischen Privatschule Hausdorf und erhielt illegal Unterricht bei Otto Arpke sowie Julie Wolfthorn und Käthe Kollwitz im Contempora Lehratelier für neue Werkkunst. Edels Pläne nach Großbritannien zu emigrieren, scheiterten im Herbst 1939 mit Kriegsbeginn. Um den Sohn zu schützen, sahen die Eltern 1940 nur die Möglichkeit einer formalen Scheidung, so führte Edel fortan nicht mehr den Nachnamen Hirschweh, sondern den Geburtsnamen der Mutter. Der Vater wurde im Oktober 1944 in Auschwitz ermordet. Im August 1940 heiratete Peter Edel die Jüdin Lieselotte Reichmann und konvertierte zum Protestantismus. Doch dies schützte ihn nicht vor den Verfolgungsmaßnahmen der Nationalsozialisten. Von November 1941 bis Januar 1943 musste er Zwangsarbeit im Rüstungsbetrieb Siemens & Halske in Berlin leisten. Hier knüpfte er auch Kontakte zum antifaschistischen Widerstand, dem er bis zu seiner Verhaftung zuarbeitete. Ende Februar 1943, als fast alle noch in Berlin verbliebenen jüdischen Zwangsarbeiter deportiert wurden, wurde er festgenommen, zunächst jedoch wieder freigelassen. Am 2. Juli 1943 wurde er erneut verhaftet und nach Verhören bei der Gestapo im Polizeigefängnis Alexanderplatz, im Gestapo-Gefängnis Burgstraße und im Gestapo-Gefängnis Lehrterstraße in Schutzhaft

genommen und schließlich wegen „artfremder Kunstbetätigung“ sowie wegen der „Verbreitung reichsfeindlicher Schriften“ im sogenannten Arbeitserziehungslager Großbeeren interniert. Vom Transportgefängnis Moabit wurde er im November 1943 nach Auschwitz deportiert. Ende Januar/Anfang Februar 1944 wurde er in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin überstellt. Aufgrund seiner Ausbildung als Grafiker wurde er der ‚Operation Bernhard‘ zugewiesen. Die streng geheim und abgeschirmt arbeitende Gruppe von Häftlingen musste vor allem gefälschte Banknoten und Ausweispapiere herstellen. Anfang 1945 wurden die Häftlinge mitsamt Materialien und Druckmaschinen nach Österreich in das Konzentrationslager Mauthausen verlegt. Hier erlebte Edel am 5. Mai 1945 die Befreiung. Seine Frau wurde im Januar 1944 in Auschwitz-Birkenau ermordet. Im Konzentrationslager Mauthausen entstanden zahlreiche Zeichnungen von ihm, die in der Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen sowie in den Städtischen Sammlungen Wien aufbewahrt werden. Seine Zeichnungen aus den Konzentrationslagern wurden 1947 in der Wiener Ausstellung „Niemand vergessen“ gezeigt. Ab Mai 1945 war Edel als Maler, Buchillustrator, Publizist und Schriftsteller in Bad Ischl in Österreich tätig. Er arbeitete dort auch als Bühnenbildner am Stadttheater und als Mitarbeiter des Zentralorgans der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) „Neue Zeit“ in Linz. Er heiratete erneut, die Ehe mit seiner Frau Ellen wurde aber 1948 geschieden. 1947 erschien sein Roman „Schwestern der Nacht“. Ende 1947 kehrte er zunächst nach West-Berlin zurück, wo er wieder als Journalist und Illustrator – unter anderem für die „BZ am Abend“ und die „Weltbühne“ – arbeitete. Neben dieser Arbeit war er vor allem auch in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) aktiv, der er am 3. März 1949 beitrug und in deren Hauptvorstand er gewählt wurde. Als die VVN in Westdeutschland verboten wurde, verfasste er eine Protestresolution. 1949 siedelte er nach Ost-Berlin über. Von 1947 bis 1951 war er bei der „BZ am Abend“ vor allem als Kunst-, Theater- und Filmkritiker tätig. 1953 heiratete er Helga Korff. Edel war ab März 1956 Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). Er trat bis zu seinem Tod als Sprecher auf vielen antifaschistischen Kundgebungen, Lesungen und Gedenktagen auf. So sprach er etwa auch 1980 zum 35. Jahrestag der Befreiung von Mauthausen. Peter Edel nutzte viele – zum größten Teil humoristische – Pseudonyme: Lieschen Bratfisch, Frank Bussard, Peggie Plauder-Pocket, Sergeant Babble, Bobby Box, Hans Dampf, Erik Walter Regarsch und Edmund Zeichner. Ab 1964 lebte er als freischaffender Schriftsteller und wurde 1972 Mitglied des PEN-Zentrums der DDR sowie 1978 Vorstandsmitglied des Deutschen Schriftstellerverbandes. Ab 1974 war er als Kontaktperson (KP) für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR erfasst, ab 1978 als inoffizieller Mitarbeiter (IM „Thomas“). 1979 erschien seine Autobiografie „Wenn es ans Leben geht“. Ab 1982 gehörte er der Zentraleitung des Komitees der Antifaschisten und Widerstandskämpfer an. Peter Edel erhielt mehrere Auszeichnungen, so etwa 1958 die Medaille der Kämpfer gegen den Faschismus, 1961 den Heinrich-Heine-Preis des Ministeriums für Kultur der DDR und 1964 die Johannes-R.-Becher-Medaille. Außerdem wurde er 1969 mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold, 1970 mit dem Nationalpreis der DDR für den Roman „Die Bilder des Zeugen Schattmann“ und 1979 mit dem Karl-Marx-Orden ausgezeichnet sowie 1981 zum „Held der Arbeit“ ernannt. Nach Peter Edel wurde in Berlin-Hellersdorf 1986 eine Straße benannt.

Vgl. Archiv Akademie der Künste, Findbuch Peter Edel; Archiv Akademie der Künste, Peter Edel Archiv, Signatur 87; Edel, Peter: Wenn es ans Leben geht. Berlin: Verlag der Nation, 1979 sowie „Edel, Peter“. In: Bundestiftung Aufarbeitung, Biographische Datenbanken, o. J. URL:

Edvardson, Cordelia

Cordelia Edvardson, geboren am 1. Januar 1929 in München, gestorben am 29. Oktober 2012 in Stockholm, wurde als uneheliches Kind der Schriftstellerin Elisabeth Langgässer geboren. Der Vater, ein jüdischer Gelehrter, erkannte die Vaterschaft an, was Cordelia Edvardson nach den Nürnberger Rassegesetzen der Nationalsozialisten zu einer ‚Dreiviertel-Jüdin‘ und damit faktisch zur ‚Volljüdin‘ machte, da auch die Mutter durch ihren jüdischen, aber getauften Vater als ‚Halbjüdin‘ galt. Cordelia Edvardson wuchs mit ihrer Mutter, der Großmutter und dem Onkel in Berlin auf. 1935 heiratet die Mutter den Lektor Wilhelm Hoffmann, der nach den Rassegesetzen als ‚arisch‘ galt. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Cordelia Edvardson musste 1941 das Elternhaus endgültig verlassen, um die Familie nicht zu belasten. Sie lebte in verschiedenen Pensionen und jüdischen Notunterkünften, bis sie im März 1944 als Säuglingsschwester nach Theresienstadt deportiert wurde. Im Oktober 1944 wurde sie von dort nach Auschwitz verschickt. Hier musste sie als Schreibkraft für Josef Mengele arbeiten. Nach Kriegsende ging Edvardson nach Schweden, wo sie als Journalistin tätig war und 1948 den Journalisten Ragnar Edvardson heiratete. Das Paar bekam 1948 und 1950 einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn starb mit zehn Jahren an Krebs. Ihre Mutter sah Edvardson vor ihrem Tod 1950 nur noch ein einziges Mal. Nach der Scheidung von ihrem Mann gab Edvardson die Tochter nach Deutschland zu ihrem Stiefvater Wilhelm Hoffmann, der das Mädchen adoptierte. Edvardson zog 1973 während des Jom-Kippur-Krieges nach Israel. „Gebranntes Kind sucht das Feuer“ wurde 1984 erstmals unter dem schwedischen Titel „Bränt barn söker sig till elden“ veröffentlicht. 1986 erschien es erstmals in deutscher Übersetzung. Im gleichen Jahr erhielt sie für ihr Werk den Geschwister-Scholl-Preis.

Vgl. El-Akramy, Ursula: Wotans Rabe. Elisabeth Langgässer, ihre Tochter Cordelia und die Feuer von Auschwitz. In: Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, 1997.

Eichengreen, Lucille

Lucille Eichengreen, geboren am 1. Februar 1925 in Hamburg als Cecilie Landau, gestorben am 7. Februar 2020 in Kalifornien, wurde als älteste von zwei Töchtern des aus Polen stammenden Weingroßhändlers Benjamin Landau und dessen Frau Sala geboren. Der Vater wurde 1938 zunächst nach Polen abgeschoben. Nach seiner Rückkehr wurde er am 1. September 1939 als feindlicher Ausländer verhaftet und im Polizeigefängnis sowie im KZ Oranienburg inhaftiert. Schließlich wurde er am 31. Dezember 1940 im KZ Dachau ermordet. Lucille Eichengreen besuchte die Israelitische Töchterschule in Hamburg bis sie am 25. Oktober 1941 mit ihrer Mutter und der Schwester Karin ins Getto Lodz/Litzmannstadt deportiert wurde. Sie war in der Gettoverwaltung als Sekretärin des Schriftstellers und Journalisten Oskar Singer, einer der beiden Hauptautoren der Getto Chronik, tätig. Die Mutter starb am 13. Juli 1943 an Hunger. Von ihrer Schwester wurde Lucille im September 1942 getrennt, die 12-jährige Karin wurde im Vernichtungslager Chelmno ermordet. 1943 wurde Lucille von der deutschen Kriminalpolizei auf dem linken Ohr taubgeschlagen. Im August 1944 wurde sie nach Auschwitz-Birkenau deportiert und wenige Wochen später in ein Außenlager

des KZ Neuengamme, wo sie Zwangsarbeit beim Beseitigen von Bombenschäden leisten musste. Im März 1945 wurde sie nach Bergen-Belsen gebracht, wo sie im April 1945 befreit wurde. Nachdem Lucille Eichengreen einige Monate im DP-Lager in Bergen-Belsen gelebt hatte und dort als Übersetzerin für die Briten tätig war (sie konnte hier in Zusammenarbeit mit der Britischen Militärregierung 40 SS-Täter aus dem KZ Neuengamme identifizieren, die vor Gericht gestellt wurden), wanderte sie über Paris in die USA aus. Hier lernte sie den jüdischen Emigranten Dan Eichenberg kennen, den sie im November 1946 heiratete. In den 1990er-Jahren begann Lucille Eichengreen ihre Erinnerungen aufzuarbeiten und zu publizieren. Ihre in englischer Sprache verfassten Memoiren erschienen 1992 zunächst in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Von Asche zum Leben“, zwei Jahre später wurde „From Ashes to Life. My Memories of the Holocaust“ in Amerika publiziert. Ihr zweites Werk „Rumkowski and the Orphans of Lodz“ erschien 2000 in englischer Sprache und im gleichen Jahr auf Deutsch unter dem Titel „Rumkowski, der Judenälteste von Lodz. Autobiographischer Bericht“. 2004 veröffentlichte sie ihr Werk „Frauen und Holocaust. Erlebnisse, Erinnerungen und Erzähltes“. Ab 1991 reiste sie Eichengreen erstmals wieder nach Deutschland und Polen. Seitdem hielt sie immer wieder Vorträge an Schulen und Universitäten in Deutschland, mehrfach auch an der Arbeitsstelle Holocaustliteratur der JLU Gießen, wo sie für ihr Engagement im Mai 2007 mit der Ehrendoktorwürde des Fachbereichs „Sprache, Kultur, Literatur“ ausgezeichnet wurde. 2009 wurde Lucille Eichengreen für ihre Verdienste um die Aufarbeitung und Vermittlung der nationalsozialistischen Judenverfolgung in ihrer Heimatstadt Hamburg mit der Hamburgischen Ehrenmedaille in Gold ausgezeichnet. Sie lebte bis zu ihrem Tod in Oakland, Kalifornien.

Vgl. Eichengreen, Lucille: Von Asche zum Leben. Erinnerungen. Hamburg: Dölling und Galitz, 1992; Eichengreen, Lucille: Rumkowski, der Judenälteste von Lodz. Autobiographischer Bericht. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 2000 sowie Eichengreen, 1992; Eichengreen, 2000 sowie „Ehrendoktor für Lucille Eichengreen“. In: uniform, 07/2007, S. 8. URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4796/pdf/uniform-2007-07-05.pdf> (Stand: 15.06.2021).

Federn, Ernst

Ernst Federn, geboren am 26. August 1914 in Wien, gestorben am 24. Juni 2007 in Wien, wuchs in einer assimilierten jüdischen bürgerlichen Familie auf. Er studierte in Wien Sozialwissenschaften und Jura und engagierte sich früh im Widerstand. Die erste Verhaftung erfolgte am 14. März 1936 wegen des Verdachts der illegalen Betätigung für die revolutionären Sozialisten Österreichs, eine weitere Haft verbüßte er von November 1936 bis Juni 1937. In der Folge wurde er aus der Universität ausgeschlossen. Von Mai 1938 bis September 1938 wurde Federn dann im Konzentrationslager Dachau, anschließend bis April 1945 im KZ Buchenwald als politischer Widerstandskämpfer mit jüdischer Herkunft interniert. Im Lager erlebte er nicht nur schwerste Misshandlungen und die Ermordung zahlreicher Freunde, sondern als Trotzkiist auch die eigene Verfolgung durch kommunistische Mithäftlinge. Nach dem Krieg ging Federn zunächst nach Brüssel, wo er die Studien „Versuch zur Psychologie des Terrors“ und „Der Terror als System: Das Konzentrationslager“ verfasste. Erst 1989 wurden sie erstmals auf Deutsch publiziert. 1948 emigrierte er mit seiner Frau nach New York, wo er viele Jahre in der „KZ Association of Former Inmates of Concentration Camps“ aktiv war. Er arbeitete als Familienberater und Psychotherapeut und schrieb zahlreiche psychoanalytische Werke. 1972

kehrte er nach Wien zurück, wo Federn als sozialpsychologischer Berater in Strafvollzugsanstalten arbeitete.

Vgl. Kaufhold, Roland: *Einleitung*. In: Federn, Ernst und Roland Kaufhold (Hg.): *Ernst Federn – Versuche zur Psychologie des Terrors*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 1998, S. 9-31.

Fénelon, Fania

Fania Fénelon, geboren am 2. September 1918 in Paris als Fania Goldstein, gestorben am 19. Dezember 1983 in Paris, wurde als Tochter eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns geboren und besuchte in Paris die Musikhochschule. Im Mai 1943 wurde sie als Widerstandskämpferin von der Gestapo verhaftet. Im Januar 1944 wurde sie nach Auschwitz deportiert, später in das Konzentrationslager Bergen-Belsen, wo sie 1945 von britischen Soldaten befreit wurde. In Auschwitz gehörte Fénelon ab Januar 1944 dem Mädchenorchester unter der Leitung der Dirigentin Alma Rosé an. Nach dem Krieg kehrte sie nach Paris zurück, wo sie eine bekannte Chanson-Sängerin wurde. 1966 zog Fénelon mit ihrem Lebensgefährten nach Ost-Berlin, kehrte jedoch nach dessen Tod nach Frankreich zurück. Hier veröffentlichte sie 1976 unter dem französischen Titel „*Suris pour l’Orchestre*“ auf der Grundlage ihres Tagebuchs aus dem Lager ihre Erinnerungen. Auf Deutsch wurden diese 1980 unter dem Titel „*Das Mädchenorchester in Auschwitz*“ erstmals veröffentlicht. Das Buch ist teilweise scharf kritisiert worden, weil es unter anderem Alma Rosé sehr kritisch darstellt. So hat Anita Lasker-Wallfisch, die als Cellistin ebenfalls dem Mädchenorchester angehörte, mit ihrem unter dem Titel „*Ihr sollt die Wahrheit erben. Die Cellistin von Auschwitz*“ 1997 eine teilweise andere und gegensätzliche Erinnerung an das Mädchenorchester und Alma Rosé veröffentlicht.

Vgl. Patterson, David, Alan L. Berger und Sarita Cargas (Hg.): *Encyclopedia of Holocaust Literature*. Westport, Connecticut/London: Oryx Press, 2002, S. 47f. sowie Fénelon, Fania: *Das Mädchenorchester in Auschwitz*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1981.

Frankl, Viktor E.

Viktor E. Frankl, geboren am 26. März 1905 in Wien, gestorben am 2. September 1997 in Wien, wurde in eine fromme jüdische Familie geboren, die über Generationen viele Rabbiner hervorgebracht hat. Frankl besuchte das Wiener Sperlgynasium und beschäftigte sich bereits früh mit Philosophie und Psychologie. Er korrespondierte mit Sigmund Freud und schrieb seine Abiturarbeit über „*Die Psychologie des philosophischen Denkens*“. Nach dem Abitur studierte er Medizin und nebenbei auch Philosophie und Psychologie. Seine anfängliche Begeisterung für Sigmund Freud ging zunächst auf den Individualpsychologen Alfred Adler, später auf Max Scheler über. Bereits als 21-Jähriger publizierte er erste Fachartikel und hielt Vorträge. 1926 sprach er bereits über Logotherapie als sinnzentrierte Psychotherapie, die den Menschen helfen sollte, ihren individuellen Lebenssinn zu entdecken und ihre ureigene Aufgabe in der Welt zu übernehmen. Wesentliches Merkmal des Ansatzes ist die Freiheit des menschlichen Geistes, die Welt zu gestalten und zu formen. Schon als Medizinstudent arbeitete er in den von Alfred Adler initiierten Erziehungs- und Jugendberatungsstellen mit. Sein Anliegen war es insbesondere, Selbstmorde unter Jugendlichen zu verhindern. Nach Abschluss des Studiums spezialisierte sich Frankl zum Psychiater und Neurologen und arbeitete ab 1933 in der Psychiatrischen Klinik am Steinhof, wo er die Abteilung für suizidgefährdete Patientinnen

leitete. 1937 ließ er sich mit einer eigenen Praxis nieder. Nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs 1938 durfte er aufgrund seiner jüdischen Herkunft keine arischen Patienten mehr behandeln. 1940 übernahm er dann die Leitung der neurologischen Abteilung des Rothschild-Spitals. Es war das einzige Krankenhaus, in dem in Wien noch jüdische Patienten behandelt werden konnten.

Viktor Frankl hoffte auf eine Emigration in die USA. Im November 1941 erhielt er das ersehnte Visum, zögerte jedoch aus Sorge um seine Eltern die Abreise hinaus, bis dieser Weg versperrt war. Im Dezember 1941 heiratete er seine Freundin Tilly Grosser. Er selbst, seine Frau sowie seine Eltern wurden am 25. September 1942 in das Getto Theresienstadt deportiert. Frankl arbeitete dort als Arzt und baute eine Interventionsgruppe zur Verhinderung von Suiziden auf sowie hielt zahlreiche Vorträge. Am 19. Oktober 1944 wurden er und seine Frau nach Auschwitz gebracht, vier Tage später folgte seine Mutter, die dort sofort getötet wurde. An der Rampe wurde er von seiner Frau getrennt, sie starb später in Bergen-Belsen noch nach der Befreiung. Seine Erinnerungen an die Ankunft in Auschwitz schrieb Frankl erstmals in seinen 1995 in englischer Sprache publizierten Lebenserinnerungen „Was nicht in meinen Büchern steht“ (1995) auf. Wahrscheinlich war Viktor Frankl nur zwei Tage in Auschwitz, bevor er nach Kaufering, einem Außenlager des KZ Dachau, transportiert wurde. Hier musste er fünf Monate lang auszehrende Erdarbeiten verrichten. Am 8. März 1945 kam er in das ebenfalls zu Dachau gehörende Lager Türkheim. Hier starb er beinahe an einer Fleckfieberinfektion und versuchte, sein Buch „Ärztliche Seelsorge“ stenografisch zu rekonstruieren. Am 27. April 1945 wurde er dort von der US-Armee befreit. Im August kehrte er nach Wien zurück. Innerhalb weniger Tage erfuhr er dort vom Tod seiner Frau, seiner Mutter und seines Bruders, die in Auschwitz und dessen Nebenlagern ums Leben kamen. Ende 1945 erschien sein Buch „Ärztliche Seelsorge“ in Wien, 1946 der Bericht „Ein Psycholog erlebt das Konzentrationslager“. 1947 heiratete er Eleonore Schwindt. Außerdem veröffentlichte er sein Werk „Psychotherapie in der Praxis“ sowie zwei weitere Bücher. Er wurde 1948 mit einer philosophischen Dissertation über das Thema „Der unbewusste Gott“ promoviert und war als Privatdozent für Neurologie und Psychiatrie an der Wiener Universität tätig. 1950 gründete er die „Österreichische Ärztesgesellschaft für Psychotherapie“, deren erster Präsident er wurde. Sein Buch „Logos und Existenz“ erschien 1951 im Amandus Verlag und rundete die Grundlage der Logotherapie ab. Diese wird auch die ‚Dritte Wiener Richtung‘ nach der Psychoanalyse von Freud und der Individualpsychologie von Alfred Adler genannt. 1955 wurde er Professor für Neurologie und Psychiatrie an der Universität Wien, hatte aber auch Gastprofessuren in Harvard, Dallas und Pittsburgh inne. Von Universitäten in aller Welt wurden ihm 29 Ehrendoktorate verliehen. Neben zahlreichen Würdigungen und Auszeichnungen wurden ihm 1995 die Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien sowie das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern verliehen. 1992 wurde in Wien das Viktor-Frankl-Institut gegründet, dessen Vorstand sich aus akademischen Freunden und Familienmitgliedern Frankls zusammensetzt. Insgesamt hat Frankl mehr als 30 Bücher geschrieben, die in weit über 20 Sprachen übersetzt wurden. „Man's search for meaning“ (deutsch „...trotzdem Ja zum Leben sagen“) ist sein erfolgreichstes Buch und wurde weltweit 12 Millionen Mal verkauft.

Vgl. Frankl, Viktor E.: *Was nicht in meinen Büchern steht. Lebenserinnerungen*. Weinheim/Basel 2002; Patterson, David, Alan L. Berger und Sarita Cargas (Hg.): *Encyclopedia of Holocaust Literature*. Westport, Connecticut/London: Oryx Press, 2002, S. 53ff. sowie Viktor Frankl Institute Vienna. URL: <https://www.viktorfrankl.org/biography.html> (Stand 07.01.2024).

Fuks, Ladislav

Ladislav Fuks, geboren am 24. September 1923 in Prag, gestorben am 19. August 1994 in Prag, wurde als Sohn eines hochrangigen Polizisten geboren und besuchte das Gymnasium in Prag. Während des Zweiten Weltkriegs arbeitete er als Verwalter in Hodonín. Fuks studierte nach dem Krieg Philosophie, Psychologie und Geschichte an der Karls-Universität in Prag. 1949 wurde er promoviert. Er arbeitete beim Staatlichen Denkmalschutz und an der Nationalgalerie, schrieb für literarische Zeitschriften und den „Anzeiger der israelitischen Kultusgemeinde“. Nach dem großen Erfolg seines ersten Romans „Pan Theodor Mundstock“ (tschechisches Original 1963, deutsche Übersetzung 1964) war er ausschließlich als Schriftsteller tätig. Er lebte aufgrund seiner Homosexualität zurückgezogen und reiste viel durch Europa.

Vgl. Holý, Jiří: *Writers under Siege. Czech Literature since 1945*. Eastbourne: Sussex Academic Press, 2008, S. 227f.; Bradbrook, Bohuslava: *A Handbook of Czech Prose Writing 1940-2005*. Brighton/Portland: Sussex Academic Press, 2007, S. 21-24; Pynsent, Robert B.: *Ladislav Fuks*. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 89-94 sowie Mesher, David: *Ladislav Fuks*. In: Kremer, Lillian S. (Hrsg.): *Holocaust Literature: An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume I: Agosin to Lentin*. New York/London: Routledge, 2003, S. 396-398.

Gifford, Elisabeth

Elisabeth Gifford, geboren in den Midlands, hat französische Literatur und Religionswissenschaft an der Leeds University studiert. Sie war viele Jahre als Spezialistin für Dyslexi tätig und hat ein Diplom in kreativem Schreiben des Oxford University Department for Continuing Education sowie einen Master in kreativem Schreiben des Royal Hallway College. Sie hat mehrere Romane veröffentlicht und lebt mit ihrem Mann und drei Kindern in London. Sie schreibt regelmäßig für die „Times“ und den „Independent“.

Vgl. „*Elisabeth Gifford Homepage*“. URL: <http://www.elisabethgifford.com/about> (Stand: 07.01.2024).

Giordano, Ralph

Ralph Giordano, geboren am 20. März 1923 in Hamburg, gestorben am 10. Dezember 2014 in Köln, wurde als Sohn eines Pianisten und einer jüdischen Klavierlehrerin geboren und wuchs mit zwei Geschwistern auf. Sein Großvater väterlicherseits, ein Orchesterleiter, war als junger Mann von Sizilien nach Deutschland immigriert. Giordano besuchte zunächst nach der Machtübernahme Adolf Hitlers die Volksschule und später das humanistische Gymnasium Johanneum. Als Siebzehnjähriger musste er 1940 aufgrund der ‚Nürnberger Rassegesetze‘ die Schule schließlich ohne Abitur in der Obersekunda (11. Klasse) verlassen. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits mehrfach von der Gestapo verhört und schwer misshandelt worden, das erste Mal gerade 16-jährig im September 1939. Im Sommer 1943 verlor die Familie infolge eines Bombenangriffs ihre Wohnung und zog vorübergehend nach Bösdorf in die Altmark. Ein Jahr später kehrten sie nach Hamburg zurück. Als die Deportation der Mutter drohte, tauchte die Familie unter. Giordano lebte bis zur Befreiung durch die britische Armee am 4. Mai 1945

zusammen mit seinen Eltern und den beiden Brüdern versteckt im Keller einer Freundin in Hamburg-Alsterdorf.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann Giordano seine journalistische Tätigkeit bei der „Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung“ und absolvierte eine journalistische Ausbildung. Er trat der sich neu konstituierenden Jüdischen Gemeinde in Hamburg bei und wurde 1946 Mitglied der Hamburger Kommunistischen Partei (KPD). In Westdeutschland gab er unter dem Pseudonym Jan Rolfs beim Verlag Neues Leben 1953 ein „Westdeutsches Tagebuch“ heraus, das von Aktionen der KPD in Hamburg berichtete und seine Verehrung für Stalin zeigte. 1955 siedelte Giordano in die DDR über, kehrte jedoch nach zwei Jahren wieder nach Hamburg zurück. 1957 trat er wegen seiner zunehmend kritischen Haltung zum Stalinismus wieder aus der KPD aus. Im Auftrag des Zentralrats der Juden in Deutschland beobachtete er ab 1958 die beginnenden Prozesse gegen führende Nationalsozialisten. 1961 folgte dann mit seinem Buch „Die Partei hat immer recht“ eine Abrechnung mit dem Stalinismus und seinem eigenen Engagement in der KPD. Außerdem arbeitete er ab 1961 als Fernsehjournalist und produzierte zahlreiche Dokumentationen für verschiedene Sender, zunächst für den Norddeutschen Rundfunk (NDR) und ab 1964 bis zu seiner Pensionierung 1988 für den Westdeutschen Rundfunk (WDR). Wiederkehrende Themen waren etwa der deutsche Kolonialismus oder der Völkermord an den Armeniern.

1982 veröffentlichte er das teilweise autobiografische Werk „Die Bertinis“. Das Werk wurde 1988 für das ZDF verfilmt. Im Dezember 1984 starb seine erste Ehefrau Helga. 1987 erschien sein Buch „Die zweite Schuld oder Von der Last, Deutscher zu sein“, in dem Giordano sich mit dem Unwillen breiter Teile der deutschen Öffentlichkeit an einer Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen sowie zur Entschädigung der Opfer auseinandersetzte. Ebenso kritisierte er die politischen Entscheidungen, die es Mittätern ermöglichten, auch in der Demokratie wieder in Amt und Würden zu gelangen. Dieses Verhalten bezeichnet er als ‚zweite Schuld‘.

Am 22. Juli 1994 heiratete Giordano seine zweite Frau Roswitha Everhan, die nach fünfeinhalbjähriger schwerer Krebserkrankung am 16. Sept. 2002 verstarb. Wegen mangelnder Aufarbeitung der Stasi-Vergangenheit der ostdeutschen PEN-Mitglieder im Zuge der Fusion mit dem westdeutschen PEN trat Giordano im Frühjahr 1997 aus der Vereinigung aus. Aus Sorge um den neu aufkeimenden Rechtsextremismus unter Jugendlichen wandte sich Giordano in den 1990ern auch wiederholt mahnend an die Öffentlichkeit. 1992 schrieb er etwa einen offenen und viel diskutierten Brief an den damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl, in dem er der Regierung vorwarf, nicht bereit zu sein, Minderheiten den notwendigen Schutz zu gewähren. 2000 setzte er sich in der Publikation „Die Traditionslüge“ mit den undemokratischen Wurzeln der Bundeswehr auseinander. Im Mai 2002 protestierte er zudem in einem offenen Brief an den damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder und den Schriftsteller Martin Walser gegen die seiner Ansicht nach geschichtsverfälschenden Äußerungen Walsers, der zum Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges auf Einladung Schröders in der Berliner SPD-Zentrale offizieller Redner war. Außerdem positionierte sich Giordano 2003 für den Irak-Krieg, kritisierte 2007 den Bau der Großmoschee in Köln-Ehrenfeld und warnte vor einem Erstarken des fundamentalistischen Islam. Vor allem für letzteres erhielt er viel öffentliche Kritik. Er war auch immer wieder Morddrohungen durch Neonazis ausgesetzt. Für seine publizistische Arbeit erhielt Giordano zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen. Er wurde etwa 1968/69 mit dem Grimme-Fernsehpreis geehrt,

1990 erhielt er den Heinz-Galinski-Preis und das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Er war seit 1990 Ehrendoktor der Universität Kassel und seit 1992 Träger des Nordrhein-Westfälischen Verdienstordens. 2001 wurde Giordano mit dem Hermann-Sinsheimer-Preis für Literatur und Publizistik ausgezeichnet, im September 2003 erhielt er den Leo-Baeck-Preis. Am 18. Juni 2009 wurde Giordano mit dem Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Vgl. Giordano, Ralph: *Erinnerungen eines Davongekommenen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2008; „Giordano, Ralph“. In: *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*, o. J. URL: <http://www.munzinger.de/document/00000018305> (Stand: 12.09.2019); Kitzinger, Charlotte: *Giordano, Morris, 1948*. In: *Datenbank „Frühe Texte der Holocaust- und Lagerliteratur 1933-1949“*, o. J. URL: http://ahlwiki.ub.uni-giessen.de/index.php/Giordano,_Morris,_1948 (Stand: 02.12.2020).

Goby, Valentine

Valentine Goby, geboren 1974 in Grasse, hat nach ihrem Studium drei Jahre in Asien, in Hanoi und Manila gelebt, wo sie für humanitäre Organisationen mit Straßenkindern gearbeitet hat. 2002 hat sie ihren ersten Roman veröffentlicht und seitdem in Frankreich zahlreiche Romane und Erzählungen veröffentlicht und Auszeichnungen – unter anderem für ihren Roman „Kinderzimmer“ (französisches Original 2013, deutsche Übersetzung 2017) – erhalten. Sie ist als Dozentin für Literatur und Theater am Paris Institute of Political Studies tätig und schreibt Kolumnen für die Tageszeitung „La Croix“.

Vgl. Valentine Goby. In: *Wikipedia*. URL: https://en.wikipedia.org/wiki/Valentine_Goby (Stand: 07.01.2024).

Hilsenrath, Edgar

Edgar Hilsenrath, geboren am 2. April 1926 in Leipzig, gestorben am 20. Dezember 2018 in Wittlich, wurde als Sohn eines jüdischen assimilierten Kaufmanns in Leipzig geboren und wuchs in Halle auf. Als das Geschäft des Vaters in den 1930er Jahren boykottiert wurde, verlor die Familie ihre Existenzgrundlage. Hilsenrath entkam als 12-Jähriger 1938 mit der Mutter und dem jüngeren Bruder aus dem nationalsozialistischen Deutschland zu den Großeltern nach Siret in der Bukowina (Rumänien). Der Vater war nach Frankreich geflohen. Hilsenrath schloss sich dort der zionistischen Bewegung „Naoar Hazoni“ an, 1940 wurde er sogar ihr Leiter. Die Familie wurde 1941 unter der faschistischen Regierung, die mit dem nationalsozialistischen Deutschland paktierte, ins Getto Mogiljow-Podolski in der Sowjet-Ukraine deportiert. Hilsenrath arbeitete in der Schmiede einer Eisenfabrik, in der Werkzeuge hergestellt wurden. Da die Mutter sowie Onkel und Tante sich im Getto als Schwarzhändler betätigten, lebten sie relativ privilegiert. Im März 1944 wurden sie von der Roten Armee befreit. Hilsenrath ging zunächst nach Czernowitz, wo er verhaftet wurde und nach Sibirien ins Arbeitslager deportiert werden sollte. Mithilfe eines gefälschten Passes konnte er sich dem jedoch entziehen und ging zurück nach Siret, das im freien Rumänien lag. Von dort ging er nach Bukarest, wo er mit gefälschten Papieren die Reise nach Palästina antrat. In Bulgarien wurde er erneut verhaftet und in Stara-Zagora fast zwei Monate lang interniert. Dank der Intervention Ben Gurions kam er frei und gelangte im Januar 1945 als mutmaßlicher Kriegswaise nach Palästina. Erst 1947 fand

er in Lyon seine Familie wieder. 1951 emigrierte Hilsenrath nach New York. Dort schrieb er seine ersten Bücher auf Deutsch, auch ein Teil von „Der Nazi & der Friseur“ entstand dort. Den größten Teil des Werks schrieb er jedoch 1968 in München. 1965 war er zum ersten Mal nach Kriegsende nach Deutschland zurückgekehrt, 1975 kehrte er endgültig zurück und ließ sich West-Berlin nieder.

Vgl. Hilsenrath, Edgar: *Zuhause nur in der deutschen Sprache – eine biographische Selbstauskunft*. In: Kraft, Thomas (Hrsg.): *Edgar Hilsenrath. Das Unerzählbare erzählen*. München: Piper, 1996, S. 13-19; Doerry, Martin: *Hilsenrath, Edgar: „Ich glaube, es ist leichter, wenn man glaubt“*. In: Ders.: *„Nirgendwo und überall zu Haus“*. Gespräche mit Überlebenden des Holocaust. München: Goldmann, 2008, S. 52-61; Eke, Norbert Otto: *Edgar Hilsenrath*. In: Kremer, Lillian S. (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and their Work. Volume I: Agosín to Lentin*. New York/London: Routledge, 2003, S. 554-558; Klingenstein, Susanne: *Edgar Hilsenrath*. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 138-144 sowie „Edgar Hilsenrath“. In: *Hilsenrath Homepage*. URL: <https://hilsenrath.de> (Stand: 07.01.2024).

Holt, Heinrich Eduard vom

Heinrich Eduard vom Holt, geboren am 2. Oktober 1913 in Köln als Heinrich Eduard von Miesen, gestorben am 4. August 1947 in Köln, wurde in eine katholisch geprägte Beamtenfamilie hineingeboren. Schon als Schüler trat er in den Bund Neudeutschland, eine bündische Bewegung für katholische Gymnasiasten, ein. Nach dem Abitur am Realgymnasium studierte er an der Universität Köln Medizin, Philosophie, Geschichte und Germanistik. Aufgrund seiner Herzkrankheit hätte er unter den Nationalsozialisten nicht als Arzt tätig sein dürfen, daher entschied er sich 1938 zur Promotion an der Philosophischen Fakultät. Zudem arbeitete er als Volontär für die „Kölnische Volkszeitung“, wo er später als Redakteur für das Feuilleton angestellt wurde. Er war beim „Westdeutschen Beobachter“ als Auslandsreporter für die Niederlande, Polen und die Ukraine tätig. In der Nacht zum 10. November 1938 wurde er in ‚Schutzhaft‘ im EL-DE-Haus am Kölner Appellhofplatz genommen, weil er aus seiner Gegnerschaft zum Nationalsozialismus keinen Hehl machte und sein Einsatz zur Verteidigung jüdischer Mitbürger bekannt wurde. Er kam jedoch wieder frei und schrieb im April 1944 erste Teile seines Buches „Weltfahrt ins Herz. Tagebuch eines Arztes“. Am 3. September 1944 wurde er im Rahmen der Aktion ‚Gewitter‘ in Reiferscheid im Westerwald erneut verhaftet und im Gefängnis des ehemaligen Karmeliterklosters in Koblenz inhaftiert und gefoltert. Unter dem Vorwurf der Zusammenarbeit mit den Attentätern des 20. Juli wurde er in das KZ Dachau deportiert, wo er am 29. April 1945 befreit wurde. Er arbeitete als Schriftleiter für die Lagerzeitung „Der Antifaschist“ und stellte sein Werk „Weltfahrt ins Herz“ fertig. Das Tagebuch schildert größtenteils seine mehrmonatige Haft im Konzentrationslager Dachau vom Oktober 1944 bis April 1945. Er wurde Lizenzträger, Verlagsleiter und Cheflektor des Kölner Balduin-Pick-Verlags, in dem er auch sein Buch veröffentlichte. Sein durch die Haftzeit verschlimmertes Herzleiden führte schließlich im August 1947 zu seinem Tod. 1950 erschien posthum eine von Tokioer Jesuiten übersetzte, japanische Fassung seines Werks.

Vgl. Laqueur, Renata: *Schreiben im KZ. Tagebücher 1940-1945*. Bremen: Donat, 1992, S. 112ff. sowie vom Holt, Heinrich Eduard vom: *Weltfahrt ins Herz. Tagebuch eines Arztes*. Köln: Balduin Pick Verlag, 1947.

Iturbe, Antonio,

Antonio Iturbe, geboren am 7. März 1967 in Zaragoza in Spanien, wuchs in der Gegend um Barcelona auf. Er studierte bis 1991 Journalismus an der Universität in Barcelona und war danach als Reporter in einer lokalen Fernsehsendung in Barcelona tätig. Er gab das kostenlose Magazin „Gratix“ heraus und war Herausgeber des Kino-Magazins „Fantastic Magazine“ sowie ab 1996 Chefredakteur und stellvertretender Direktor sowie seit 2008 Direktor des Buchmagazins „Que Leer“. 2004 gab er seinen ersten Roman „Rectos torcidos“ heraus. 2012 erschien sein dritter Roman „The Librarian of Auschwitz“, für den er 2013 den Troa Prize erhielt und der in 13 Sprachen übersetzt wurde. Iturbe hat neben zahlreichen Romanen für Erwachsene auch viele Kinderbücher veröffentlicht. Er war außerdem unter anderem als Postdoc-Professor an der Universidad Autónoma de Madrid tätig sowie Master of Edition an der Universidad Autónoma de Barcelona.

Vgl. „Antonio Iturbe“. In: Wikipedia. URL: https://en.wikipedia.org/wiki/Antonio_Iturbe (Stand: 07.01.2024).

Kautsky, Benedikt

Benedikt Kautsky, geboren am 1. November 1894 in Stuttgart, gestorben am 1. April 1960 in Wien, wurde als Sohn des Karl-Marx-Mitkämpfers Karl Kautsky und der Mutter Luise Kautsky geboren. Er studierte in Berlin Ökonomie und war von 1913 bis 1920 Sekretär von Otto Bauer und danach bis 1938 Sekretär der Wiener Arbeitskammer sowie ab 1923 Herausgeber der Zeitschrift „Arbeit und Wirtschaft“. Im Mai 1938 wurde er als Sozialdemokrat verhaftet und für drei Monate im Konzentrationslager Dachau inhaftiert und danach in das KZ Buchenwald gebracht. Im Oktober 1942 wurde er nach Auschwitz überstellt, wo er in Monowitz auf der Baustelle des I.G. Farben-Werks Zwangsarbeit leisten musste. Nachdem Kautsky im Januar 1945 auf einem Evakuierungsmarsch zurück nach Buchenwald gelangte, war er dort Teil des im Februar 1945 gebildeten Volksfrontkomitees Buchenwald und Mitunterzeichner des Buchenwalder Manifests. Im April 1945 wurde er dort befreit. Nach Kriegsende lebte er zunächst bis 1950 in Zürich und war anschließend als Privatdozent an der Universität Graz sowie als Leiter der Volkswirtschaftsschule in Graz tätig. Er trat der Sozialistischen Partei Österreichs (SPÖ) bei und wurde 1958 zum stellvertretenden Generaldirektor der Creditanstalt-Bankverein ernannt. Im gleichen Jahr verfasste er den Vorentwurf des Parteiprogramms der SPÖ und war einer der maßgeblichen Autoren vom Godesberger Programm der deutschen Sozialdemokraten 1959. Seit 2002 verleiht der Bund Sozialdemokratischer AkademikerInnen, Intellektueller und KünstlerInnen (BSA) in Graz einen Benedikt-Kautsky-Wirtschaftspreis.

Vgl. Thape, Ernst: In Erinnerung an Benedikt Kautsky. Bonn, 1960. In: Sozialdemokratischer Pressedienst, 04.04.1960, S. 4-5. URL: <https://daten.digitaler-sammlungen.de/0001/bsb00016328/images/index.html?seite=387> (Stand: 29.07.2020); Röhl, Wolfgang: Sozialdemokraten im Konzentrationslager Buchenwald 1937-1945. Göttingen: Wallstein, 2000 sowie Leser, Norbert: Kautsky, Benedikt. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Band 11. Berlin: Duncker & Humblot, 1977, S. 373. URL: <https://daten.digitaler-sammlungen.de/0001/bsb00016328/images/index.html?seite=387> (Stand: 29.07.2020).

Kertész, Imre

Imre Kertész, geboren am 9. November 1929 in Budapest, gestorben am 31. März 2016 in Budapest, wurde aufgrund seiner jüdischen Abstammung im Juli 1944 in das Konzentrationslager Auschwitz und danach in das Außenlager KZ Buchenwald „Wille“ in Tröglitz/Rehmsdorf bei Zeitz deportiert. Nach der Befreiung kehrte er nach Budapest zurück, wo er 1948 das Abitur machte und von 1949 bis 1950 als Journalist bei der Tageszeitung Világosság arbeitete bis diese zum Parteiorgan der Kommunisten erklärt wurde. Nachdem er zunächst in einer Fabrik und dann in der Presseabteilung des Ministeriums für Maschinenbau und Hüttenwesen gearbeitet hatte, wurde er Ende 1951 zum Militärdienst einberufen und musste als Wärter in einem Militärgefängnis arbeiten. Er täuschte einen Nervenzusammenbruch vor und wurde in der Folge im Filminstitut der Armee beschäftigt. Ab 1953 betätigte sich Kertész als freier Schriftsteller. Er lernte seine spätere Frau Albina Vas kennen, die er 1960 heiratete. Kertész arbeitete von 1960 bis 1973 an seinem Roman „Schicksalslosigkeit“, der 1975 erschien (deutsche Übersetzung 1990) und später unter dem Titel „Roman eines Schicksallosen“ veröffentlicht wurde. Darin erzählt er literarisch seine Lagerhaft 1944/45. In den folgenden Jahren verfasste er weitere Romane und Erzählungen, aber auch Essays und Reden, die den Holocaust zum Thema haben. 1996 heiratete er nach dem Tod seiner Ehefrau in zweiter Ehe die aus Ungarn stammende Amerikanerin Magda Ambrus-Sass. Seit 2001 lebte das Paar in Berlin, wo Kertész 2002/2003 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin war. 2002 wurde er mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Im November 2012 wurde in der Berliner Akademie der Künste das Imre-Kertész-Archiv vorgestellt. Im gleichen Jahr zog er, an Parkinson erkrankt, zurück nach Budapest, wo er 2014 den Sankt-Stephans-Orden erhielt, den höchsten ungarischen Staatspreis.

Vgl. Heidelberg-Leonard, Irene: *Ruth Klüger – weiter leben. Eine Jugend*. München: Oldenbourg, 1996; Horváth, Rita: *Imre Kertész*. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume I: Agosín to Lentin*. New York/London: Routledge, 2003, S. 631-635 sowie Forgács, Éva: *Imre Kertész*. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 173-180.

Kiš, Danilo

Danilo Kiš, serbisch-kyrillisch Данило Киш, geboren am 22. Februar 1935 in Subotica, gestorben am 15. Oktober 1989 in Paris, war Sohn einer Montenegrinerin und eines ungarischen Juden und wuchs zunächst in der Vojvodina auf. Nachdem der Vater im Januar 1942 dem Massaker von Novi Sad zufällig entkommen war, floh die Familie zu Verwandten väterlicherseits im Umland von Zalaegerszeg. Kiš, den die Eltern 1939 vorsorglich hatten taufen lassen und der bereits serbisch eingeschult worden war, besuchte dort die ungarische Schule. Der Vater kam schließlich in Auschwitz um. Nach Kriegsende wurde die verbleibende Familie durch das Rote Kreuz repatriert. Kiš ging mit seiner Mutter und Schwester zu einem Onkel nach Cetinje in Montenegro, wo er sein Abitur machte. Er studierte ab 1954 an der Universität Belgrad vergleichende Literaturwissenschaften und erlangte 1958 sein Diplom. 1962 erschienen seine beiden ersten Werke „Mansarda: satirična poema“ (deutsch „Die

Dachkammer“) und „Psalm 44“ (serbokroatisches Original 1962, deutsche Übersetzung 2019). Er arbeitete außerdem am „Center for the Theory of Literature and Art“ in Belgrad als Dozent sowie an den Universitäten Strasbourg, Bordeaux und Lille als Dozent für serbo-kroatische Sprache und Literatur. Kiš war in Belgrad und Novi Sad auch als Übersetzer aus dem Ungarischen, Französischen und Russischen tätig. Er erhielt für sein Werk zahlreiche Orden und Literaturpreise, 1973 etwa den jugoslawischen Literaturpreis Ninova Nagrada (NIN-Preis) für seinen 1972 erschienenen Roman „Peščanik“ (deutsch „Sanduhr“), den er jedoch aus Protest wieder zurückgab, als die Kulturbükratie 1978 auf seinen antistalinistischen Erzählzyklus „Grobna za Borisa Davidoviča. Sedam poglavlja jedne zajedničke povesti“ von 1976 (deutsch „Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch. Sieben Kapitel ein und derselben Geschichte“) mit einer politisch motivierten Plagiatskampagne reagierte. Seit 1979 lebte er dauerhaft in Frankreich. 1988 wurde Kiš zum Korrespondierenden Mitglied der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste gewählt. Bereits 1980 war ihm für sein Gesamtwerk der Grand aigle d'Or de la Ville de Nice verliehen worden, 1986 folgte der Ordre des Arts et des Lettres in der Klasse Chevalier sowie 1989 der Bruno Schulz Prize des PEN America.

Vgl. Horvath, Brooke: Danilo Kiš. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume I: Agosin to Lentin. New York/London: Routledge, 2003, S. 640-644.

Klüger, Ruth

Ruth Klüger, geboren am 30. Oktober 1931 in Wien, gestorben am 6. Oktober 2020 in Irvine, Kalifornien, wurde in eine jüdische Familie geboren. Sie verlor mit acht Jahren ihren Vater, der vor den Nationalsozialisten nach Italien geflohen war und dort gefangen genommen wurde. Klüger und ihre Mutter wurden 1942 in das Getto Theresienstadt deportiert, ein Jahr später nach Auschwitz-Birkenau und von dort in das Arbeitslager Christianstadt. 1945 gelang ihr mit ihrer Mutter und einer im Konzentrationslager angenommenen Pflegeschwester auf einem Todesmarsch die Flucht nach Straubing in Niederbayern. Nach Kriegsende legte sie als 15-Jährige das Notabitur ab und studierte an der Universität Regensburg Philosophie und Geschichte. 1947 emigrierte sie nach New York, wie sie Anglistik studierte. 1951 heiratete sie einen Historiker, einen amerikanischen Fallschirmjäger, der im Zweiten Weltkrieg aufseiten der Alliierten gekämpft hatte. Die Ehe, aus der zwei Söhne hervorgingen, wurde jedoch wieder geschieden. Klüger studierte an der University of California in Berkeley Germanistik und Anglistik, wo sie 1967 auch über Barocklyrik promovierte. Sie lehrte danach an verschiedenen Universitäten in den USA. 1988 bis 1990 leitete sie in Göttingen das kalifornische Studienzentrum. 1989 war sie dort in einen schweren Unfall verwickelt, den sie fast nicht überlebte und der zum Auslöser für die Arbeit an ihrem Erinnerungswerk „weiter leben“ wurde, das 1992 veröffentlicht wurde. Ruth Klüger verstand sich als Feministin und hat sich als Literaturwissenschaftlerin wie als Autorin weltweit ein großes Renommee erarbeitet. Sie hat für ihr Werk und ihr Schaffen zahlreiche Preise und Auszeichnungen erhalten, unter anderem 1997 den Österreichischen Staatspreis für Literaturkritik, 2001 den Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch, 2003 die Ehrendoktorwürde der Universität Göttingen, 2008 das Bundesverdienstkreuz erster Klasse der Bundesrepublik Deutschland, 2010 die Ehrenmedaille der Stadt Göttingen sowie 2015 die Ehrendoktorwürde der Universität Wien.

Vgl. Klüger, Ruth: weiter leben. Göttingen: Wallstein, 1994; Heidelberger-Leonard, Irene: Ruth Klüger – weiter leben. Eine Jugend. München: Oldenbourg, 1996 sowie Schmidtkunz, Renata: Im Gespräch – Ruth Klüger. Wien: Mandelbaum Verlag, 2008.

Kogon, Erwin

Eugen Kogon, geboren am 2. Februar 1903 in München, gestorben am 24. Dezember 1987 in Falkenstein-Königstein im Taunus, wurde als unehelicher Sohn einer Jüdin aus Nikolajew in der Ukraine geboren. Der Vater war unbekannt, nach Kogon aber ein russischer Diplomat. Kogon wuchs zeitweise als Pflegekind in einer streng katholischen Familie in München auf und war Internatsschüler in zwei katholischen Klöstern. Nach dem Abitur nahm er 1923 ein Studium der Nationalökonomie und Soziologie auf. 1927 ließ sich Kogon in Wien nieder und schloss sich als Schüler des Soziologen Othmar Spann der Ständestaatsbewegung an. Er wurde 1927 zum Thema „Faschismus und Korporativstaat“ promoviert. Im selben Jahr heiratete er seine Jugendfreundin Margarete Lang. Aus der Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor. Kogon trat in die Redaktion der katholisch-konservativen Wochenschrift „Schönere Zukunft“ in Wien ein und arbeitete von 1932 bis Anfang 1934 als Geschäftsführer und Mitgesellschafter der „Neuen Zeitung“ sowie von Februar bis April 1934 für das Nachfolgeblatt „Österreichischer Beobachter. 1935 übernahm Kogon eine Anstellung als Vermögensverwalter des Prinzen Coburg des Hauses Sachsen-Coburg-Gotha-Cohary. Zu seinen Aufgaben gehörten auch Geschäftsreisen nach Deutschland sowie in die angrenzenden Nachbarländer. Aufgrund seiner Unterstützung von emigrierten Hitler-Gegnern kam Kogon zweimal in Deutschland vorübergehend in Haft. Nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs am 11. März 1938 wurde er sofort verhaftet. Zunächst war er im Wiener Polizeigefängnis inhaftiert. Im September 1939 wurde er in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert, wo er abgesehen von zwei Aufenthalten in Wien, wo er als Zeuge aussagen sollte, bis zum Kriegsende als politischer Häftling inhaftiert war. Ab 1942 gehörte Kogon im KZ Buchenwald dem illegalen Lagerwiderstand an und entging mit dessen Hilfe im Frühjahr 1943 nur knapp der Deportation nach Auschwitz. Unmittelbar nach der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald am 11. April 1945 durch die US-Armee wurde Kogon neben anderen ehemaligen Häftlingen des Lagers von einem Team der amerikanischen Psychological Warfare Division damit beauftragt, einen umfassenden Bericht zu den deutschen Konzentrationslagern zu verfassen. Dieser sogenannte Buchenwald-Report diente Kogon als Hauptquelle für sein Werk „Der SS-Staat“ von 1946. Nach 1945 setzte Kogon seine publizistische Tätigkeit in Zeitungen, Zeitschriften und auf Konferenzen sowie als (freier) Schriftsteller fort. Zusammen mit Walter Dirks gründete Kogon im April 1946 die Monatszeitschrift „Frankfurter Hefte“ und blieb bis 1984 einer der Herausgeber. Außerdem zählte er zu den Mitbegründern der Christlich-Demokratischen Union (CDU). Da seine gesellschaftspolitischen Ansichten den Bestrebungen der Adenauer-Ära jedoch entgegenliefen, rückte er zunehmend weiter in die Nähe der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD). Als ein starker Befürworter der Aufarbeitung der Verbrechen des Nationalsozialismus setzte er sich für einen Läuterungsprozess in Deutschland ein, der die Vergangenheit aufarbeiten sollte. Ab 1949 begleitete Kogon das Amt des Präsidenten der Europa Union und setzte sich unter anderem für die Bildung der Europäischen Bewegung –

ein Zusammenschluss von verschiedenen überparteilichen Interessengruppen im Bereich der Europapolitik – ein. Als Professor der Politikwissenschaften lehrte Kogon von 1951 bis 1968 an der Technischen Hochschule Darmstadt. Im Verlauf der 1960er-Jahre wurde Kogon zu einem der bekanntesten Moderatoren im deutschen Fernsehen und leitete verschiedene Sendungen, darunter das politische Magazin „Panorama“.

Vgl. Koepke, Wulf: *Eugen Kogon (1903-1987)*. In: Kremer, Lillian S. (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and their Work. Volume I*. New York/London: Routledge, 2003, S. 684-687; Kogon, Eugen: „Dieses merkwürdige, wichtige Leben“. *Begegnungen*. Hrsg. von Michael Kogon und Gottfried Erb. Berlin: Beltz Quadriga, 1997; Kogon, Michael: *Lieber Vati! Wie ist das Wetter bei Dir? Erinnerungen an meinen Vater Eugen Kogon. Briefe aus dem KZ Buchenwald*. München: Pattloch, 2014; Sarkowicz, Hans: „Kogon, Eugen“. In: Kühlmann, Wilhelm (Hrsg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. Berlin: de Gruyter 1990, S. 585f. sowie „Kogon, Eugen“. In: *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*, o. J. URL: <https://www.munzinger.de/search/document?index=mol-00&id=00000002232&type=text/html&query.key=HBzq5I0Q&template=/publikationen/personen/document.jsp&preview=> (Stand: 10.09.2019).

Konar, Affinity

Affinity Konar, geboren 1978 in Kalifornien, studierte an der San Francisco State University und der Columbia University. Sie ist polnisch-jüdischer Abstammung. Während sie an ihrem Roman „Mischling“ (amerikanisches Original 2016, deutsche Übersetzung 2017) schrieb, arbeitete sie als Tutorin, Korrekturleserin und Editorin von Unterrichtsmaterialien für Kinder. Sie lebt in Los Angeles.

Vgl. *Affinity Konar*“. In: *Affinity Konar Homepage*, o. J. URL: www.affinitykonar.com/about-me-1 (Stand: 04.08.2020).

Körper, Lili

Lili Körper, geboren am 25. Februar 1897 in Moskau, gestorben am 11. Oktober 1982 in New York City, wurde als Tochter des österreichischen Exportkaufmanns Ignaz Körper und einer polnischen Mutter geboren. Körper wuchs in Moskau dreisprachig mit Deutsch, Russisch und Französisch auf. 1915 musste die Familie das Land verlassen und lebte in Berlin und Zürich. Körper legte ihr Abitur ab und studierte zwei Semester Literaturgeschichte in Genf, bevor sie nach Wien zog und dort ihr Studium fortsetzte. Sie wechselte bald nach Frankfurt am Main, wo sie 1923 mit einer Arbeit über die Lyrik Franz Werfels den Doktorgrad erwarb. Anschließend kehrte sie nach Wien zurück. Hier war sie journalistisch für die „Arbeiter-Zeitung“ tätig. 1930 schloss sie sich einer Schriftstellerdelegation an, die vom Staatsverlag in Moskau eingeladen worden war. Körper war angetan von den Visionen und Einstellungen der russischen Arbeiterschaft. Sie fuhr nach Leningrad und ließ sich als Bohrerin in einer Traktorfabrik anstellen. Im Januar 1933 besuchte Körper Berlin und schrieb unter dem Eindruck der heraufziehenden Herrschaft der Nationalsozialisten den Roman „Eine Jüdin erlebt das neue Deutschland“. Im März 1938 emigrierte Körper nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten über die Schweiz nach Frankreich. Hier schrieb sie ihren Roman „Eine Österreicherin erlebt

den Anschluss“, ein Tagebuch eines Arbeitermädchens, deren Freund Jude ist. Diesmal benutzte sie das Pseudonym Agnes Muth, um ihre Familie in Österreich nicht zu gefährden. In Paris arbeitete Körber auch für das „Pariser Tagblatt“. Im Juni 1941 trafen Körber und ihr Mann Eric Grave in New York ein. Der Neubeginn war ausgesprochen schwierig und massive finanzielle Nöte belasteten sie. Ihr literarisches Schaffen setzte Körber dennoch fort. Außerdem schrieb sie zahlreiche Artikel, unter anderem für die New Yorker „Volkszeitung“, das Zürcher „Volksrecht“, die „Wiener Arbeiter-Zeitung“ sowie den Pariser „Gavroche“ und macht eine Ausbildung zur Krankenschwester.

Vgl. „Abschied von meiner Freundin Lili Körber – von Franz Ascher-Nash“. In: Deutsche Nationalbibliothek, Deutsches Exilarchiv, Nachlass Lili Körber, EB 2005/029, o. S.; „Meine Biographie/Lili Körber. In: Nachlass Lili Körber, EB 2005/029, o.B.; „Lemke, Ute: Lili Körber: Von Moskau nach Wien. Eine österreichische Autorin in den Wirren der Zeit (1915-1938). Siegen: Carl Bösch Verlag, 1999 sowie Wolf, Herta: Lili Körber – Eine Emigration in die Vergessenheit. In: Holzner, Johann, Sigurd Paul Scheichl und Wolfgang Wiesmüller (Hg.): Eine schwierige Heimkehr. Österreichische Literatur im Exil 1938-1945. Innsbruck, 1991, S. 285-298.

Kosiński, Jerzy

Jerzy Kosiński, geboren am 14. Juni 1933 in Lodz, gestorben am 3. Mai 1991 in New York, wurde als Sohn jüdisch-russischer Eltern geboren. Sein Vater, Fabrikant und Philologe, war während der russischen Revolution nach Polen geflüchtet. Die Mutter war Pianistin. Kosińskis Leben während des Zweiten Weltkrieges wird bis heute unterschiedlich und widersprüchlich dargestellt. Die Geschichte seiner Kindheit wird mitunter – auf der Grundlage von Kosiński eigenen Angaben und in Anlehnung an den als autobiografisch verstandenen Roman „The Painted Bird“ (englisches Original 1965, deutsche Übersetzung 1965) – als ein misslungener Versuch seiner Eltern geschildert, ihren Sohn vor den Nationalsozialisten zu schützen. In der Annahme, ihn in Sicherheit zu Bauern auf dem Land in der Ukraine zu schicken, musste Kosiński sich demnach sechs Jahre lang bei fremden Bauern in Polen und der Ukraine durchschlagen, wo er häufig nicht willkommen war und sehr traumatische Gewalterfahrungen machen musste. Als seine Eltern ihn nach dem Krieg in einem Waisenhaus wiederfanden, hatte er die Sprache verloren, die er erst einige Jahre später wiedererlangt habe. Dieser Version von Kosińskis Kindheit widersprechen jedoch zahlreiche Quellen. Joanna Siedlecka erzählt etwa in ihrem Buch „The Ugly Black Bird. The True Untold Story of Jerzy Kosiński's Wartime Childhood“ von 2018 auf der Basis von Zeugenberichten aus den Dörfern, in denen Kosiński und seine Familie, die eigentlich Lewinkopf hieß, während des Krieges Unterschlupf gewährt wurde, sowie Dokumenten, eine deutlich andere Kindheitsgeschichte. Kosiński war demnach nicht auf sich allein gestellt, sondern lebte die ganze Zeit zusammen mit seinen Eltern und einer Art Pflegebruder unter relativ privilegierten und komfortablen Verhältnissen. Die Bevölkerung auf dem Land habe die gebildete und wohlhabende Familie, so skizziert Siedlecka, vielfach sogar geschützt und unterstützt. Von Jerzy Kosiński zeichnet sie das Bild eines einsamen und relativ isoliert lebenden Kindes, das jedoch in relativ privilegierten Verhältnissen lebte und keineswegs Misshandlungen erlitt oder Gewalt ausgesetzt worden sei.

Über Kosińskis Werdegang nach dem Krieg herrscht weniger Unstimmigkeit. Er legte an der Universität in Lodz 1953 sein Examen als Politikwissenschaftler und 1955 seine Magisterprüfung als Historiker an der Universität Warschau ab. Von 1955 bis 1957 war er

Forschungsstipendiat der Polnischen Akademie der Wissenschaften am Institut für Soziologie und Kulturgeschichte der Warschauer Universität. 1957 emigrierte er in die Vereinigten Staaten, wo er 1958 bis 60 als Stipendiat der Ford Foundation Soziologie an der Columbia-Universität studieren konnte. 1965 erhielt er die amerikanische Staatsbürgerschaft und war 1967 Fellow der Guggenheim-Stiftung, 1968 bis 1969 Fellow am Center for Advanced Studies der Wesleyan University, danach Gastdozent für Englisch an der Princeton-Universität. Von 1970 bis 73 war er Gastprofessor für englische Literatur an der School of Drama der Yale-University. 1973 übernahm er die Präsidentschaft des amerikanischen PEN-Zentrums. 1988 war Kosiński außerdem Fellow am Timothy Dwight College der Yale University. Unter dem Pseudonym Joseph Novak begann er seine schriftstellerische Karriere. Für seinen zweiten Roman „Steps“ (1968) erhielt er den „National Book Award in Fiction“. 1982 kam es zu einem Skandal um ihn, als ihn die New Yorker Zeitschrift „Village Voice“ beschuldigte, er lasse seine Romane zum größten Teil von Mitarbeitern schreiben. Von 1962 bis zu deren Tod 1968 war er mit Mary H. Weir, der Witwe des Gründers der National Steel Corp., verheiratet. Seine zweite Frau wurde die Baroness Katharine von Fraunhofer. Kosiński soll in den letzten Jahren seines Lebens unter Herzschwäche und Depressionen gelitten haben. Am 7. Mai 1991 wurde er in seiner New Yorker Wohnung mit einer Plastiktüte über dem Kopf tot aufgefunden, was einen Suizid nahelegte.

Vgl. Lilly Jr., Paul R.: *Jerzy Kosinski*. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography*. Volume 299: *Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 181-194 sowie Hoffman, Michael: *Kosinski, Jerzy (Nikodem)*. In: Riggs, Thomas (Hrsg.): *Reference Guide to Holocaust Literature*. Farmington Hills: St. James Press, 2002, S. 176-178 sowie Siedlecka, Joanna: *The Ugly Black Bird*. Washington: Leopold Press, 2018.

Langhoff, Wolfgang

Wolfgang Langhoff, geboren am 6. Oktober 1901 in Berlin, gestorben am 25. April 1966 in Ost-Berlin, gehörte ab den 1920er-Jahren als Schauspieler verschiedenen deutschen Theatern und Ensembles an. 1925 lernte er die Tochter des bekannten Schauspielers Luis Rainer, die Darstellerin und Jüdin Renate Rainer kennen, die er 1926 heiratete. Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor. Ab etwa 1930 engagierte er sich neben seinen Theaterarbeiten durch öffentliche Reden, Rezitationen und Auftritte mit „Nordwest ran“ stark für die kommunistische Sache. 1931 kam es zunehmend zu Zwischenfällen mit der Polizei. Am 28. Februar 1933 wurde er verhaftet und im Düsseldorfer Polizeigefängnis inhaftiert. Er bestritt in den Vernehmungen, Funktionär der KPD zu sein, und gab lediglich zu, in verschiedenen Arbeitertheaterbewegungen aktiv gewesen zu sein. Dennoch wurde er wenige Tage später in das Düsseldorfer Zuchthaus „Ulmer Höhe“ verlegt, von dort wurde er im Juli 1933 ins Konzentrationslager Börgermoor im Emsland gebracht. Hier entstand unter seiner Mitwirkung im August 1933 das später weltberühmt gewordene „Moorsoldaten-Lied“ nach einem Text von Johann Esser. Die Melodie komponierte der Mithäftling Rudi Goguel. Nach der Verlegung ins KZ Lichtenburg wurde Langhoff im April 1934 im Rahmen der sogenannten Osteramnestie entlassen. Er bekam am Züricher Schauspielhaus ein Engagement, konnte jedoch aus Deutschland nicht ohne gültigen Pass ausreisen. Das Ehepaar Langhoff blieb zunächst in Berlin. Es gelang ihm jedoch in Deutschland aufgrund seiner Vergangenheit als KZ-Häftling nicht, beruflich wieder Fuß zu fassen. Als er befürchten musste, erneut verhaftet zu werden, floh er mit seiner Frau im Juni

1934 auf getrennten Routen überstürzt über Freiburg in die Schweiz, wo er sich am 4. Juli 1934 in Zürich als politischer Flüchtling meldete. Dieser Status wurde ihm zwar nicht zuerkannt, er bekam jedoch einen Vertrag am Zürcher Schauspielhaus und erlangte so den unsicheren und befristeten Status eines geduldeten Ausländers. Hier wirkte er unter anderem von November 1934 bis Juni 1935 in einer ganz kleinen Rolle an der skandalträchtigen deutschsprachigen Erstaufführung von Friedrich Wolfs Stück „Professor Mamlock“ mit. Im Januar 1935 wurde Langhoffs autobiografischer Bericht „Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager“ in der Schweiz veröffentlicht. Nach der Übersetzung durch Lilo Linke ins Englische fand das Werk weltweit Beachtung als eine der ersten Augenzeugenschilderungen aus den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Bis 1945 hatte Langhoff als Schauspieler und Regisseur weitere Engagements am Zürcher Schauspielhaus. Im Oktober 1945 kehrte er nach Deutschland zurück. Im Dezember 1945 erneuerte er seine Mitgliedschaft in der KPD. Zudem wurde er auf Beschluss des Kulturausschusses in Düsseldorf zum Generalintendanten der Düsseldorfer Bühnen ernannt. Im Sommer 1946 übernahm Langhoff die Leitung des Deutschen Theaters in Ost-Berlin, wo er erfolgreich als Regisseur arbeitete und schon bald ein einflussreicher Kulturfunktionär war. Langhoff spielte in der Kulturpolitik der DDR eine bedeutende Rolle. Im Juli 1950 geriet er jedoch zwischen die Fronten des Kalten Krieges. Nur knapp entging er einer Verhaftungswelle im August 1950. Mit der Ernennung Johannes R. Bechers zum Kulturminister der DDR lockerten sich 1954 die Bedingungen für das Deutsche Theater dann wieder. 1956 wurde Langhoff Präsident des DDR-Zentrums des Internationalen Theaterinstituts der UNESCO. Nach wie vor galt er als antifaschistische Symbolfigur. Zunehmend traten jedoch künstlerische Differenzen zwischen Langhoff und der Partei zutage, die sich in den 1960er-Jahren weiter zuspitzten. Langhoff wehrte sich zunehmend gegen einseitige Propaganda und weigerte sich, viele Stücke auf den Spielplan zu setzen. 1963 trat er zurück, führte jedoch weiterhin Regie und übernahm selbst Rollen.

Vgl. Slevogt, Esther: *Den Kommunismus mit der Seele suchen. Wolfgang Langhoff – ein deutsches Künstlerleben im 20. Jahrhundert*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2011 sowie Langhoff, Wolfgang. In: Bundesstiftung Aufarbeitung, *Biographische Datenbank. Biographische Angaben aus dem Handbuch „Wer war wer in der DDR?“*, o. J. URL: <http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=486> (Stand: 16.09.2019).

Lengyel, Olga

Olga Lengyel, geboren am 19. Oktober 1908, gestorben am 11. April 2001 in New York, lebte in Cluj in Transylvanien in Rumänien. Ihr Mann war dort Chefarzt eines Krankenhauses, wo Olga Lengyel ebenfalls tätig war. Sie hatten zwei Söhne, den Adoptivsohn Arvad und den leiblichen Sohn Thomas. Im Mai oder Juni 1944 wurde die Familie nach Auschwitz deportiert, wo ihre Mutter und die beiden Söhne für die Gaskammer selektiert wurden und sie von ihrem Mann und ihrem Vater getrennt wurde. Sie überlebte als Einzige und schrieb ihren Bericht „Five Chineys“ unmittelbar nach der Befreiung. Er wurde 1946 in Frankreich und 1947 in den USA erstmals publiziert.

Vgl. Patterson, David, Alan L. Berger und Sarita Cargas (Hrsg.): *Encyclopedia of Holocaust Literature*. Westport/Connecticut/London: Oryx Press, 2002, S. 106f.; Eaglestone, Robert: Lengyel, Olga. In: Riggs, Thomas (Hrsg.): *Reference Guide to Holocaust Literature*. Farmington Hills: St. James Press, 2002, S. 190-191 sowie Goldenberg, Myrna: *Olga Lengyel*. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust*

Levi, Primo

Primo Levi, geboren am 31. Juli 1919 in Turin, gestorben am 11. April 1987, wuchs in einer liberalen jüdischen Familie in Turin auf. Er besuchte ab 1934 ein humanistisches Gymnasium und schrieb sich 1937 an der Universität Turin für das Fach Chemie ein. Ab 1938 war es aufgrund des Rassegesetzes der faschistischen Regierung Italiens jüdischen Bürgern verboten, staatliche Schulen und Hochschulen zu besuchen. Levi schaffte es dennoch, 1941 sein Studium mit Auszeichnung abzuschließen und arbeitete als Chemiker in Milano. Im Herbst 1943 schloss sich Levi einer Partisanengruppe in Piedmont an. Im Dezember 1943 wurden er und andere Mitglieder der Gruppe von italienischen faschistischen Milizen gefasst und er als Jude in das Konzentrationslager Fossoli bei Modena deportiert. Von hier wurde er im Februar 1944 zusammen mit 650 italienischen Juden nach Auschwitz überstellt. Levi musste in einer Fabrik der I.G. Farben bis zur Befreiung als Chemiker Zwangsarbeit leisten. Kurz vor der Befreiung erkrankte er lebensbedrohlich an Scharlach und wurde in den ‚Krankenbau‘ verlegt. So entging er den Todesmärschen und wurde am 27. Januar 1945 in Auschwitz von der Sowjetischen Armee befreit. Erst im Oktober 1945 gelangte er nach Turin zurück, wo er begann, seine Erfahrungen literarisch zu verarbeiten. Sein autobiografischer Bericht „Ist das ein Mensch?“ erschien 1947 im italienischen Original und 1961 in deutscher Übersetzung. Im gleichen Jahr heiratete er Lucia Morpurgo. Das Paar bekam 1948 eine Tochter und 1957 einen Sohn. Von 1946 bis 1977 arbeitete Levi hauptsächlich als Chemiker und nebenberuflich als Schriftsteller. Er erhielt verschiedene Literaturpreise. Am 11. April 1987 starb er durch einen Sturz in den Treppenschacht in seinem Haus. Unklar ist bis heute, ob er diesen Sturz absichtlich herbeigeführt hat, um sein Leben zu beenden.

Vgl. Lang, Berel: *Primo Levi. The Matter of a Life*. Yale University Press, 2013; Sodi, Risa: *Primo Levi*. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 201-211; Williams, Ralph G.: *Levi, Primo*. In: Riggs, Thomas (Hg.): *Reference Guide to Holocaust Literature*. Farmington Hills: St. James Press, 2002, S. 193-196 sowie Gambetta, Diego: *Primo Levi's Last Moments*. In: *Boston Review*, 01.06.1999. URL: <http://bostonreview.net/diego-gambetta-primo-levi-last-moments> (Stand: 04.08.2020).

Littell, Jonathan

Jonathan Littell, geboren am 10. Oktober 1967 in New York, stammt aus einer jüdischen Familie mit osteuropäischen Wurzeln. Die Großeltern mütterlicherseits wie väterlicherseits wanderten in den 1880er-Jahren im Zuge der Judenverfolgung unter Zar Alexander II. aus Russland in die USA ein. Der Vater Robert Littell war Reporter und Autor zahlreicher Spionageromane. Jonathan Littell wuchs zweisprachig auf, besuchte bis 1985 in Paris die Schule und studierte anschließend in Yale. Seit 2007 ist er französischer Staatsbürger. Sein Roman „Die Wohlgesinnten“ (französische Original 2006, deutsche Übersetzung 2008), für den er unter anderem den Prix Goncourt erhalten hat, war sein zweiter Roman. Littell lebt inzwischen in Barcelona und ist als Übersetzer und Schriftsteller tätig.

Vgl. „Littell, Jonathan“. In *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*, o, J. URL: <http://www.munzinger.de/document/00000025943> (Stand: 22.04.2021).

Lustig, Arnošt

Arnošt Lustig, geboren am 21. Dezember 1926 in Prag, gestorben am 26. Februar 2011 in Prag, wurde in eine jüdische Kaufmannsfamilie geboren. 1939 wurde er als Jude von der Schule ausgeschlossen und begann als Schneider zu arbeiten. 1942 wurde er mit seiner Familie in das Getto Theresienstadt deportiert. Von 1944 bis April 1945 war er in den Konzentrationslagern Auschwitz und Buchenwald interniert. Der Vater kam in Auschwitz um, seine Mutter und Schwester überlebten die Lager. Im April gelang Lustig die Flucht aus dem Zug, als er aus Auschwitz in ein anderes Lager verschickt werden sollte. Zusammen mit einem Freund konnte er sich bis Prag durchschlagen, wo sie sich bis Kriegsende versteckt hielten. Nach 1945 studierte Lustig an der Hochschule für Politik- und Sozialwissenschaften Journalismus und arbeitete ab 1950 als Journalist. Von 1961 bis 1968 war er Drehbuchautor für die staatliche Filmindustrie. Nach der Okkupation der Tschechoslowakei durch sowjetische Truppen 1968 ging er zunächst nach Israel und von dort 1970 in die USA ins Exil, wo er Creative Writing, Film und Literatur unterrichtete und 1978 zum Professor ernannt wurde.

Vgl. Holý, Jiří: *Writers under Siege. Czech Literature since 1945*. Eastbourne: Sussex Academic Press, 2008, 257ff.; Bradbrook, Bohuslava: *A Handbook of Czech Prose Writing 1940-2005*. Brighton/Portland: Sussex Academic Press, 2007, S. 73-77; Charlson, Joshua L.: Arnost Lustig. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume II – Lerner to Zychlinsky*. New York/London: Routledge, 2003, S. 779-784; Patterson, David, Alan L. Berger und Sarita Cargas (Hrsg.): *Encyclopedia of Holocaust Literature*. Westport/Connecticut/London: Oryx Press, 2002, S. 115-117; Haman, Aleš: Arnošt Lustig – Ein Überlebender des Holocaust. In: Schmitz, Walter (Hrsg.): *Erinnerte Shoah. Die Literatur der Überlebenden*. Dresden: Thelem, 2003, S. 315-325; Klíma, Cynthia A.: Lustig Arnošt. In: Riggs, Thomas (Hrsg.): *Reference Guide to Holocaust Literature*. Farmington Hills: St. James Press, 2002, S. 202-203 sowie Pynsent, Robert B.: Arnošt Lustig. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 220-226.

Meier, Heinrich Christian

Heinrich Christian Meier, geboren am 5. April 1905 in Hamburg, gestorben am 30. August 1987 in Hamburg, als astrologischer Autor auch Heinrich Christian Meier-Parm oder nur „Parm“ genannt, wurde als Sohn des Handelsgärtners Heinrich August Meier geboren. Nach dem Abitur studierte er ab 1925 in Hamburg Psychologie, neue Sprachen und Literaturwissenschaft sowie Philosophie. Er schloss das Studium jedoch nicht ab. 1927 unternahm er als freier Schriftsteller Reisen nach Italien und in die Schweiz und war als Dramaturg, Bühnenautor und Kritiker in Gera tätig. Sein erstes Stück „Amrie Delmar“ wurde 1929 aufgeführt, aber aufgrund seiner kritischen Haltung zum Krieg verboten. Ab 1930 war Meier zudem als Astrologe tätig. Unter dem Pseudonym Meier-Parm veröffentlichte er sogenannte kosmobiologische Studien. Er heiratete Els Hoffmann und schloss sich 1933 Widerstandskreisen um Otto Strasser und Wilhelm Humbert an. Im Dezember 1936 löste Meier die Verbindung zur ‚Schwarzen Front‘ und war für das „Hamburger Fremdenblatt“ und die

„Niederdeutsche Warte“ tätig. 1937 wurde sein Drama „Die grüne Insel“ mit Aufführungsverbot belegt. 1938 heiratete er seine zweite Frau Annemarie Fürth, die Ehe wurde 1940 wieder geschieden. Nach der Besetzung der Tschechei gelangte seine Korrespondenz mit Otto Strasser in die Hände der Gestapo und Meier wurde am 8. September 1938 verhaftet. Er wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt und am 4. August 1939 zu zwei Jahren Haft verurteilt, die er im Zuchthaus Hamburg-Fuhlsbüttel und in Neusustrum im Emsländischen Moor verbrachte. Ab dem 4. November 1940 war er in Fuhlsbüttel in Gestapohaft und ab dem 22. Juni 1941 im KZ Neuengamme inhaftiert. In den Kommandos „Elbe“ und „Klinkerwerk“ musste er harte Arbeit verrichten und Misshandlungen über sich ergehen lassen. 1942 war er als Funktionshäftling in verschiedenen Kommandos eingesetzt, 1943 etwa in der Schreibstube des Arbeitseinsatzes. Diese war ein zentraler Ort des Widerstandes im Lager. Dank seiner Tätigkeit – er war er für die Erstellung von Karteikarten für das Wirtschaftsverwaltungshauptamts der SS verantwortlich – konnte er auch ausländische Häftlinge von der Arbeit in gefährlichen Kommandos befreien. Im November 1944 wurde Meier in die Sturmbrigade ‚Dirlewanger‘ strafversetzt und geriet am 29. April 1945 als Bataillonstrossführer bei Halbe in russische Gefangenschaft. Nach sechs Monaten im Kriegsgefangenenlager Sagan wurde er im November 1945 entlassen und konnte nach Hamburg zurückkehren. 1946 veröffentlicht er seinen Bericht zum KZ Neuengamme unter dem Titel „So war es“ und 1949 den Roman „Im Frühwind der Freiheit“, der vor allem seine Lagererfahrungen thematisiert. 1950 war er Rundfunkredakteur in Berlin, 1958 bis 1961 war er Herausgeber der Zeitschrift „Unter der Lupe“. 1960 erschien sein Drama „Sisyphos“ und 1970 die „Eselsgeschichten“. Meier trat in die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) ein. Er setzte sich außerdem für die Errichtung einer Gedenkstätte am Ort des ehemaligen KZ Neuengamme ein. Bis zu seinem Tode war er führendes Mitglied der Überlebendenverbände. Als Astrologe war Meier zeitweise Vorsitzender des Deutschen Astrologen Verbandes. Er setzte sich außerdem für die Neutralität Deutschlands ein und war 1951 Mitinitiator des „Deutschen Kongresses für aktive Neutralität“. 1985 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Vgl. Peitsch, Helmut: „Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit“. Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 bis 1949. Berlin: Edition Sigmar Bohn, 1990, S. 466; Käpernick, Thomas: „Meier, Heinrich Christian“. In: Hamburgische Biografie. Band 6. Hg. v. Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Göttingen: Wallstein, 2012, S. 211f. sowie Heinrich Christian Meier-Parm“. In: Astrodienst Astro-Wiki, o. J. URL: http://wiki.astro.com/astrowiki/de/Heinrich_Christian_Meier-Parm (Stand: 17.09.2019).

Müller, Charlotte

Charlotte Müller, geboren am 5. November 1901 in Berlin-Wedding, gestorben am 14. März 1989 in Ost-Berlin, kam durch den Vater, der Sozialdemokrat war, schon früh mit der Arbeiterbewegung in Berührung. Sie begann eine Klempnerlehre in der Werkstatt des Vaters, musste diese jedoch nach dem Tod des Vaters 1917 aufgeben und wurde Büroangestellte. Als Gewerkschaftsvertreterin wurde sie 1923 entlassen und musste sich mit Gelegenheitsarbeiten durchschlagen. 1928 wurde sie Mitglied der KPD. Ab dem Sommer 1933 begann sie ihre illegale Arbeit für die Partei in Holland und später in Belgien. Hier wurde sie nach der Besetzung Belgiens verhaftet und wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt. Nach

Verbüßung ihrer Haftstrafe wurde sie ins Konzentrationslager Ravensbrück überstellt, wo sie dank ihrer Vorkenntnisse in der Klempnerkolonne eingesetzt wurde. Ihre Erinnerungen an ihre Haftzeit dort hat sie 1981 unter dem Titel „Die Klempnerkolonne in Ravensbrück. Erinnerungen des Häftlings Nr. 10787“ publiziert. Nach dem Krieg kehrte Müller nach Berlin-Wedding zurück und war dort im Magistrat und später in verschiedenen Funktionen bei der Volkspolizei tätig. Ihr wurden zahlreiche hohe Auszeichnungen der DDR verliehen.

Vgl. Müller, Charlotte: Die Klempnerkolonne in Ravensbrück. Erinnerungen des Häftlings Nr. 10787. Berlin: Dietz Verlag, 1990.

Neubert, Marina B.

Marina B. Neubert, geboren 1968 in Lemberg, lebte in Moskau und kam Anfang der 1990er-Jahre nach Deutschland. Sie studierte von 1984 bis 1989 Philologie, Germanistik und Journalistik unter anderem in Moskau und San Francisco. Von 1995 bis 1998 studierte sie Journalistik an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. 1994 erhielt sie den Award of Merit der Stadt San Francisco für ihr dramatisches Werk. Seit 1995 hat sie Lehraufträge an verschiedenen Hochschulen, etwa in Bochum und Hannover. 1996 wurde sie für ihr Hörfeature „Erinnerungen“ mit dem Axel-Springer-Preis ausgezeichnet. Sie lebt als Autorin und Hochschuldozentin in Berlin. Seit 2009 ist sie Lehrbeauftragte an der University of Applied Sciences Europe, Campus Berlin. Ihr Roman „Kaddisch für Babuschka“ erschien 2018.

Vgl. Marina B. Neubert“. In: Aviva Verlag Online, o. J. URL: <https://www.aviva-verlag.de/autor-innen-co/marina-b-neubert/> (Stand: 03.08.2020) sowie „Dr. Marina Neubert“. In: University of Europe for Applied Sciences, o. J. URL: btk-fh.de/team/marina-neubert/ (Stand: 03.08.2020).

Philipp, Berthie

Berthie Philipp, geboren am 12. Dezember 1881 in Hamburg als Berti Sophar, gestorben am 15. Oktober 1960 in Hamburg, wurde als eines von mehreren Geschwistern in eine bürgerliche Familie geboren. Der Vater galt laut der späteren Nürnberger Rassegesetze als ‚Volljude‘, die Mutter war nicht jüdisch. Am 20. August 1914 heiratete Philipp den 23 Jahre älteren Komponisten, Musikpädagogen und -kritiker Rudolf Philipp. Dank seiner Unterstützung wirkte auch Berthie Philipp im Rundfunk als literarische Mitarbeiterin. Außerdem verfasste sie eigene literarische Arbeiten, vor allem wohl Märchenstücke für das Theater. In den zwanziger Jahren scheint sie einige Märchenspiele für Hans Bodenstedts „Funkheinzelmann“, geschrieben zu haben. Nach dem Tod ihres Mannes im März 1936 bewohnte sie ab 1937 eine Wohnung in Hamburg Saling. Diese musste sie jedoch im Juni 1942 innerhalb kürzester Zeit räumen. Philipp zog in das sogenannte Judenhaus in der Bundesstraße 43, bis sie im Alter von 61 Jahren am 15. Juli 1942 mit dem ersten Transport Hamburger Juden nach Theresienstadt deportiert wurde. Nach den Nürnberger Rassegesetzen galt sie als Tochter eines jüdischen Vaters und einer ‚arischen‘ Mutter sowie als Ehefrau eines ‚Volljuden‘ als ‚Mischling ersten Grades‘. Sie erreichte Theresienstadt am 16. Juli 1942. Nach Kriegsende kehrte sie im November 1945 schwer krank nach Hamburg zurück, wo sie ihren Theresienstadt-Roman niederschrieb. Sie bemühte sich außerdem, mit literarischen Publikationen den Anschluss an Hamburgs Kulturleben zu finden. Berthie Philipp wollte in den ersten Nachkriegsjahren außerdem einen

Beitrag zum Aufbau einer neuen und demokratischen Gesellschaft leisten und schrieb für Hamburger Zeitungen. Etwa ab 1950 begann ihr Kampf um Wiedergutmachung und Entschädigung. Vor der Wiedergutmachungskammer Hamburg wurde in jeweils abgetrennten Verfahren über Entschädigungszahlungen für die Wohnungseinrichtung und einen Radioapparat, die Vernichtung von ungedruckten und gedruckten Manuskripten von Rudolf und Berthie Philipp, den Verlust von drei Koffern mit Kleidung und persönlichen Gegenständen in Theresienstadt sowie eines Sparkassenguthabens verhandelt. Besonders hart traf sie der Verlust der musikalischen Kompositionen ihres Mannes und ihrer eigenen literarischen Arbeiten. Philipp verfügte testamentarisch im April 1960, dass ein Großteil ihres im Wiedergutmachungsverfahren erkämpften Geldes – etwa 50.000 DM – in eine Stiftung investiert werden sollte, die den Zweck hatte, ein Wohnhaus für mittellose Künstler, vor allem Musiker, zu bauen und zu unterhalten. Nach Erbstreitigkeiten konnte die Stiftung im April 1962 gegründet werden. Heute unterhält die Stiftung vier Dauerwohnrechte für notleidende Künstler in Hamburg.

Vgl. „Dokumente zu Berthie Philipp“. In: *International Tracing Service (ITS) Bad Arolsen*: DOK-Id: 61062382, DOK-Id: 20741785, DOK-Id: 20741783, DOK-Id: 20741781, DOK-Id: 20741779, DOK-Id: 20741778; vgl. auch „Dokumente zu Berthie Philipp“. In: *Staatsarchiv Hamburg*, Sig. 131-1 II_10625; Sig. 213-13_81 0155_53; Sig. 213-12_81 0 185_56; Sig. 213-13_7784; Sig. 213-13_7785; Sig. 213-13_7786; Sig. 213-13_7786; Sig. 213-13_7787; Sig. 314-15_Abl. 1998 J 6_689; Sig. 213-13_Z 23318; Sig. 214-1_559. Vgl. zudem Schielzeth, Walther: *Zwei verdiente Hamburger: Berthie und Rudolf Philipp*, Hamburg, 1964.

Presser, Bram

Bram Presser, geb. 1976 in Melbourne, entstammt mütterlicherseits einer jüdischen Familie aus Prag. Die Mutter war als Kind mit den Eltern, die beide Holocaust-Überlebende waren, nach Australien eingewandert. Presser war bis 2009 Leadsänger der jüdischen Punk-Rock-Band Yidcore und die Singstimme hinter Mick Molloy in der australischen Komödie „Boy Town“ von 2006. 2000 wurde Presser, der an der Melbourne University Jura studierte, für sein erfolgreiches Studium der Butterworth Prize verliehen. Er schreibt eine monatliche Kolumne für die *Australian Jewish News* und betreibt den Blog „Bait for Bookworms“ (<http://baitforbookworms.blogspot.com>, Stand: 13.02.2020). Seine erste Short Story „The Prisoner of Babel“ wurde 2011 mit dem The Age Short Story Award for 2011 ausgezeichnet. 2017 erschien sein erster Roman „The Book of Dirt“, in dem er die Familiengeschichte seiner Großeltern und ihre Erlebnisse im Holocaust fiktional erzählt. Für sein Werk wurde Presser 2018 mit einigen literarischen Preisen ausgezeichnet – dem NSW Premier’s Literary Award, dem Christina Stead Prize for Fiktion, dem UTS Glenda Adams Award for New Writing und dem US National Jewish Book Award sowie dem Voss Literary Prize.

Vgl. „The King of the Juice, But not What You'd Call Orthodox“. In: *The Age*, 08.09.2002. URL: <http://www.theage.com.au/articles/2002/09/07/1031115958186.html> (Stand: 13.02.2020) sowie „Bram Presser“. In: *Bram Presser Homepage*, o. J. URL: <https://brampresser.com/about-bram/> (Stand: 13.02.2020).

Rinser, Luise

Luise Rinser, geb. 30. November 1911 in Pitzling am Lech, gestorben am 17. März 2002 in Unterhaching, wurde am 12. Oktober 1944 nach einer Denunziation durch eine ehemalige Mitschülerin wegen Wehrkraftzersetzung verhaftet und im Frauen-Untersuchungsgefängnis Traunstein inhaftiert. Ihr „Gefängnistagebuch“, das 1946 veröffentlicht wurde, enthält Tagebuchaufzeichnungen vom 22. Oktober bis zum 21. Dezember 1944, die Rinser im Geheimen in der Zelle machte, wie sie im Vorwort darstellt. Nach seinem Erscheinen 1946 wurde Luise Rinsers Erinnerungsbericht überwiegend wohlwollend und positiv aufgenommen. Ihre Positionierung im Dritten Reich ist jedoch umstritten und ambivalent. Ihr wird unter anderem vorgeworfen, dass sie nach dem Krieg und insbesondere in ihrer Autobiografie ihre anfängliche Begeisterung für den Nationalsozialismus heruntergespielt und ihre Rolle im Widerstand übertrieben habe. Luise Rinser soll neben ihren politischen Überzeugungen auch viele ihrer biografischen Daten gezielt verschleiern und verfälscht haben. Michael Kleeberg konstatierte beispielsweise: „Luise Rinser hat ihre Erfahrungen mit Diktaturen und Diktatoren gemacht und darüber auf unterschiedlichste Art und Weise geredet und geschwiegen.“ (Kleeberg, 2011, S. 101.) Sie habe offenbar genau darauf geachtet, welche Version ihres Lebens an die Öffentlichkeit gekommen sei. Ihre Selbstdarstellung als Widerständlerin halte keiner Nachprüfung stand. Ausführlich widmet sich auch José Sánchez de Murillo den widersprüchlichen Selbstzeugnissen Rinsers in seiner Biografie, die 2011 unter dem Titel „Luise Rinser – Ein Leben in Widersprüchen“ erschien, und an der auch Rinsers Sohn Christoph mitarbeitete. Darin nimmt de Murillo wesentliche Korrekturen an Rinsers eigener Lebensdarstellung in der Nazi-Zeit vor. So soll Rinser zum Beispiel ab Sommer 1933 als engagierte Nazi-Pädagogin gegolten und ihren jüdischen Schuldirektor Karl Würzburger beim Schulrat denunziert und so ihre eigene Karriere vorangetrieben haben. De Murillo schreibt zu Rinsers Umdeutung ihrer Rolle im frühen Nationalsozialismus: „Die Umdeutung ist verständlich. Luise Rinser hat Generationen von deutschen und nichtdeutschen Frauen als weibliches Ideal gegolten. Der Gedanke, dass eines Tages die Wahrheit ans Licht treten könnte, versetzte sie in Panik“ (de Murillo, 2011, S. 106.). Zu Rinsers Biografie und Leben gehört diese Widersprüchlichkeit: Sie schrieb vom Nationalsozialismus begeisterte Gedichte und Texte, verfasste sogar ein Drehbuch für die UFA, war BDM-Führerin. „Dann aber saß sie als Feindin des Dritten Reichs im Gefängnis, hatte nach 1945 am geistigen Aufbau der Bundesrepublik maßgeblich mitgewirkt und war als führende Schriftstellerin im demokratischen Deutschland zum Vorbild für Generationen von Frauen und auch Männern geworden“ (ebd., S. 418.).

Vgl. De Murillo, José Sánchez: *Luise Rinser. Ein Leben in Widersprüchen*. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2011 sowie Kleeberg, Michael: „Luise Rinsers Vergesslichkeit“. In: *Der Spiegel* (2011), Nr. 2, S. 100-106. URL: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-76229390.html> (Stand: 10.07.2014).

Rost, Nico

Nico Rost, geboren am 21. Juni 1869 in Groningen, gestorben am 1. Februar 1967 in Amsterdam, verließ nach einer nicht abgeschlossenen Schulausbildung am Praedinius Gymnasium in Groningen sein Elternhaus, um Schriftsteller zu werden. Auf Einladung der Internationalen Arbeiterhilfe reiste er 1923 erstmals in die UdSSR, ein Jahr später folgte der

zweite Besuch. Er schrieb daraufhin auch über das Kunst- und Kulturleben in der Sowjetunion. Zwischen 1923 und 1933 lebte er in Berlin und war dort als Übersetzer und als Korrespondent der Zeitung „De Telegraaf“ und des Wochenblatts „De Groene Amsterdammer“ tätig. In deutscher Sprache publizierte er im Monatsheft „Der Querschnitt“. Schon früh sah sich Rost auch als geistiger Mittler zwischen seinem Heimatland, den Niederlanden, und Deutschland. So übersetzte er Werke von Egon Erwin Kisch, Ernst Toller, Alfred Döblin, Anna Seghers, Hans Fallada, Lion Feuchtwanger, Gottfried Benn und Arnold Zweig. Er wurde Mitglied der KPD und kurz nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Februar 1933 im Konzentrationslager Oranienburg inhaftiert. Nach drei Wochen wurde er wieder entlassen und veröffentlichte seine Erlebnisse in seinem Buch „Brief uit een concentratiekamp“ (deutsch: „Bericht aus einem Konzentrationslager“). Im Spanischen Bürgerkrieg kämpfte er auf der Seite der Republikaner gegen die Nationalisten unter Franco. Nach Francos Sieg kehrte er nach Brüssel zurück, wo er im Juli 1941 die Jüdin Edith Blumberg heiratete. Am Widerstand gegen die Nationalsozialisten beteiligte er sich vor allem in literarischer Form, indem er unter dem Pseudonym Abel Eppens die Werke von R. C. Bakhuizen van den Brink und Pieter Corneliszoon Hooft übersetzte. Unter anderem übersetzte er auch das 1935 zum KZ Börgermoor publizierte Werk „Die Moorsoldaten“ von Wolfgang Langhoff ins Niederländische. Nico Rost wurde Anfang Mai 1943 von der Gestapo verhaftet und zuerst nach Scheveningen gebracht. Später wurde er ins KZ Herzogenbusch und schließlich ins KZ Dachau überstellt, wo er am 29. April 1945 von amerikanischen Soldaten befreit wurde. Nach seiner Befreiung veröffentlichte er seine in Dachau aufgezeichneten Tagebucheinträge unter dem Titel „Goethe in Dachau: Literatuur en werkelijkheid; Dagboek 1944-45“. Für die deutsche Ausgabe von 1948 schrieb Anna Seghers das Vorwort. Nach seiner Befreiung lebte Rost mit seiner Frau in Brüssel. Er war Mitglied des niederländischen PEN-Centers. In der Bundesrepublik war er als Schriftsteller zwar erfolgreich, als Kommunist aber eher in der DDR, Ungarn und der Tschechoslowakei hoch angesehen. In den Nachkriegsjahren setzte er sich außerdem für die Anerkennung der Roma und Sinti als Kriegsoffer ein. Er war Mitglied sowohl im Niederländischen als auch im Internationalen Dachau-Komitee und beteiligte sich daran, aus dem ehemaligen KZ Dachau eine Gedenkstätte zu machen.

Vgl. „Nico Rost“. In: *Online/Personen - Internationales Biographisches Archiv*, o. J. URL: <http://www.munzinger.de/document/00000003361> (Stand: 17.09.2019).

Safier, David

David Safier, geboren am 13. Dezember 1966 in Bremen, wuchs in Bremen auf und absolvierte nach dem Abitur eine Journalistenausbildung. Er arbeitet beim Hörfunksender Bremen 4, unter anderem als Redakteur und Chef vom Dienst. Er moderierte später bei „Bremen Eins“ und war Redakteur für die Fernsehredaktion „Buten un binnen“. Außerdem entwickelte er mit Arnd Zeigler die Serie „Bundesliga-Flashbacks“ (heute „Zeiglers wunderbare Welt des Fußballs“). Ab 1996 war der Drehbuchautor für verschiedene Film- und Fernsehformate. Er wurde unter anderem 2003 mit dem Grimme-Preis sowie 2004 dem US-amerikanischen Fernsehpreis Emmy (für die Serie „Berlin, Berlin“) ausgezeichnet. Mit seinem Roman „Mieses Karma“ veröffentlichte er 2007 seinen ersten Roman, zahlreiche weitere Bestseller folgten, die Millionenauflage erreichten. Safier ist Botschafter der „Stiftung Lesen“ und des Fördervereins

„Pegasus“. 2010 gründete er die eigene Stiftung „Gutes Karma“. David Safier hat 2017 eine Hörspielfassung der Komödie von Jerzy Jurandot, die im Warschauer Getto entstand und 1942 dort uraufgeführt wurde, unter dem Titel „Die Liebe sucht ein Zimmer“ herausgebracht. Radio Bremen hat es in der Regie von Hans-Helge Ott produziert. Eine Buchfassung des Stücks ist 2017 unter dem Titel „Die Liebe sucht eine Wohnung“ in der gemeinsamen Schriftenreihe der Arbeitsstelle Holocaustliteratur und der Ernst-Ludwig-Chambré-Stiftung zu Lich „Studien und Dokumente zur Holocaust- und Lagerliteratur“ im Metropol Verlag erschienen. Herausgegeben wurde sie von David Safier und Markus Roth. Safier lebt mit seiner Familie in Bremen.

Vgl. „David Safier“. In: *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*, o. J. URL: <https://www.munzinger.de/search/portrait/David%20Safier/0/30458.html> (Stand: 25.02.2021) sowie „David Safier“. In: *David Safier Homepage*, o. J. URL: www.david-safier.de/autor-david-safier (Stand: 25.02.2021).

Sarid, Yishai

Yishai Sarid, geboren 1965 in Tel Aviv, ist der Sohn des israelischen Nachrichtensprechers und Politikers Jossi Sarid. Von 1974 bis 1977 lebte Sarid mit seiner Familie in der Stadt Kiryat Shmona nahe der libanesischen Grenze. 1983 ging er für fünf Jahre zur israelischen Armee, wo er als Offizier im Nachrichtendienst der israelischen Armee tätig war. Nach seiner Militärzeit studierte er in Jerusalem Jura und erlangte in Harvard einen Abschluss in Öffentlicher Verwaltung. Er war danach zunächst Staatsanwalt für Strafprozessen, ließ sich dann aber als Rechtsanwalt nieder. Sein erster Roman erschien 2000, der Politthriller „Limassol“ von 2009 wurde 2011 im WDR als Hörspiel umgesetzt. Inzwischen hat er neben „Monster“ (hebräisches Original 2017, deutsche Übersetzung 2019) auch weitere Romane veröffentlicht. Sarid lebt und arbeitet in Tel Aviv.

Vgl. „Yishai Sarid“. In: *The Institute for the Translation of Hebrew Literature*, o. J. URL: www.ithl.org.il/page_14587 (Stand: 24.02.2021).

Schröder, Karl

Bernhard Fritz Schröder (Pseudonym Karl Wolf), geboren am 13. November 1884 in Bad Polzin, gestorben am 6. April 1950 in West-Berlin, wurde als Sohn eines Lehrers geboren. Nach dem Abitur studierte er in Berlin Philosophie, Literaturwissenschaften, Geschichte und Kunstgeschichte. 1912 wurde er in Marburg mit einer literaturgeschichtlichen Dissertation promoviert. 1913 trat er in Berlin der SPD bei, wo er sich ab 1914 als wissenschaftliche Hilfskraft im Zentralbildungsausschuss der SPD für die Arbeiterbildung engagierte. Schröder nahm am Ersten Weltkrieg teil und wurde 1917 Mitglied der USPD und des Spartakusbundes sowie 1918/19 Gründungsmitglied der KPD. Er wurde außerdem Redakteur des KPD-Zentralorgans ‚Rote Fahne‘. 1919 war er einer der Leiter der linken Opposition der KPD und wurde deshalb im Oktober 1919 aus der Berliner KPD-Organisation ausgeschlossen. Im April 1920 begründete er die Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands (KAPD) mit und gab die „Kommunistische Arbeiter-Zeitung“ sowie „Proletarier“ heraus. Er publizierte politische Bücher wie „Vom Werden der neuen Gesellschaft“ (1920) und „Wesen und Ziele der revolutionären Betriebsorganisation“ (gemeinsam mit Friedrich Wendel, 1920). Im November

1920 reiste er mit einer Delegation nach Moskau. Dort erreichte er in zähen Verhandlungen mit Lenin, Trotzki und Bucharin, dass die KPD am 5. Dezember 1920 provisorisch in die Komintern aufgenommen wurde. Nach dem 3. Weltkongress der Komintern 1921 ging er aber auf Distanz zu ihr und wurde 1922 aus der KPD ausgeschlossen. Er kehrte 1924 zur SPD zurück und war Lektor für sozialdemokratische Verlage und in der Arbeiterbildung, etwa bei der Sozialistischen Arbeiterjugend. 1928 übernahm er die Leitung der Berliner Buchgemeinschaft „Der Bücherkreis“, dem damals größten Lesering für Arbeiter, die er bis 1932 innehatte. Als Schriftsteller veröffentlichte Schröder einige Zeitromane, etwa „Der Sprung über den Schatten“ (1928) oder „Die Geschichte Jan Beeks“ (1929). Er begann gemeinsam mit Alexander Schwab einen Kreis Gleichgesinnter um sich zu sammeln, aus dem 1931/32 die rätekommunistischen Roten Kämpfer hervorgingen.

Nach 1933 arbeitete Schröder in Berlin-Neukölln als Buchhändler und setzte seine politische Tätigkeit in der Illegalität fort. 1936 zerschlug die Gestapo die Widerstandsgruppe „Rote Kämpfer“ und Schröder wurde am 29. November 1936 verhaftet. Am 20. Oktober 1937 wurde er vom Volksgerichtshof wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt und war danach in mehreren Emslandlagern, unter anderem ab 1943 im Konzentrationslager Börgermoor, inhaftiert. In seinem autobiografischen Erlebnisbericht „Die letzte Station“, den er 1947 veröffentlichte, berichtet Schröder über seine Zeit als Gefangener. Nach dem Krieg war er als Lehrer im Volksbildungswesen tätig. Gesundheitlich schwer geschädigt, arbeitete er am Wiederaufbau des Berliner Schulwesens und der Erwachsenenbildung mit. 1945 trat er wieder in die SPD ein und leitete bis 1948 die Volkshochschule in Berlin-Neukölln. Schröder trat 1948 der SED bei und wurde von der Volkshochschule entlassen. Er wurde Lektor im Ostberliner Schulbuchverlag Volk und Wissen. Vgl. Schröder, Karl: *Die letzte Station*. Berlin: Verlag Gebrüder Weiss, 1947, S. 208; Kerbs, Diethart: Schröder, Karl Bernhard Fritz. In: *Neue Deutsche Biographie (NDB)*. Band 23. Berlin: Duncker & Humblot, 2007. URL: <http://daten.digital-sammlungen.de/0001/bsb00019558/images/index.html?seite=589> (Stand: 28.06.2016); „Schröder, Karl“. In: *Autorenlexikon Emsland*, o. J. URL: https://archive.is/20020601051803/http://www.autorenlexikon-emsland.de/karl_schroeder.htm. (Stand: 25.02.2021) sowie Schröder, Karl“. In: *Bundesstiftung Aufarbeitung, Biographische Datenbank*, o. J. URL: <http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3b-1424.html?ID=5135> (Stand: 28.06.2016).

Seher, Gerhart

Gerhart Seger, geboren am 16. November 1896 in Leipzig, gestorben am 21. Januar 1967 in New York, wuchs in einem sozialdemokratischen Elternhaus in Leipzig auf. Sein Vater war Redakteur der SPD-Zeitung „Leipziger Volkszeitung“ und Mitglied der Nationalversammlung in Weimar sowie bis 1928 Reichstagsabgeordneter. Seger absolvierte nach dem Besuch der Volksschule eine Ausbildung zum Steindrucker und war in der sozialdemokratischen Jugendbewegung aktiv. 1917 trat er in die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD) ein. Nach dem Ersten Weltkrieg begann er ein Studium der Zeitungskunde und Kulturgeschichte. Anfang der Zwanzigerjahre arbeitete er als Redakteur für „Die Freiheit“ in Berlin. 1922 wurde Seger Mitglied der SPD, ein Jahr später Generalsekretär der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG). 1930 zog Seger als Abgeordneter der SPD für

Dessau in den Reichstag ein. Er kämpfte gegen die immer stärker werdende nationalsozialistische Bewegung und leitete unter anderem in Dessau die Eiserne Front, in der sich das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Gewerkschaften und SPD zum Kampf gegen den Nationalsozialismus zusammengeschlossen hatten. Am 12. März 1933 wurde er in Leipzig verhaftet und mehrere Monate im Dessauer Gerichtsgefängnis in Einzelhaft festgehalten. Am 14. Juni 1933 wurde er in das Konzentrationslager Oranienburg gebracht. Von dort gelang ihm am 4. Dezember die Flucht von einem Außenkommando und er konnte sich nach Prag retten. Im Januar 1934 verhaftete die Gestapo jedoch Segers Frau Elisabeth sowie die Tochter Renate und hielt sie als Geiseln im Konzentrationslager Roßlau gefangen. Nach internationalen Protesten, vor allem aus Großbritannien, wurden die beiden am 19. Mai 1934 entlassen und durften ausreisen. Seger klärte auf Vortragsreisen durch Europa über die Verbrechen des NS-Regimes auf. Im Oktober 1934 emigrierte die Familie in die USA, im November wurde Seger die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen. Er wurde 1935 in New York Chefredakteur der dortigen „Neuen Volks-Zeitung“ und 1941 zudem Vorsitzender des „German-American Council for the Liberation of Germany from Nazism“. Außerdem setzte er seine Vortragstätigkeit und publizistischen Tätigkeiten fort.

Vgl. Sagner, Reinhard: *Gerhard Seger und Familie 1933 bis 1934. Mechanismen des Terrors*. Dessau: Funk Verlag, 2014 sowie „Biographie Gerhart Seger“. In: *Gedenkstätte Deutscher Widerstand*, o. J. URL: https://www.gdw-berlin.de/vertiefung/biografien/personenverzeichnis/biografie/view-bio/gerhart-seger/?no_cache=1 (Stand: 19.09.2019).

Seghers, Anna

Anna Seghers, geboren am 19. November 1900 in Mainz, gestorben am 1. Juni 1983 in Berlin, wurde unter dem Namen Netty Reiling als einzige Tochter des jüdischen Kunst- und Antiquitätenhändlers Isidor Reiling und dessen Ehefrau Hedwig (geborene Fuld) in Mainz geboren. Ab 1920 studierte sie in Köln und Heidelberg Geschichte, Kunstgeschichte und Sinologie. 1924 promovierte sie an der Philosophischen Fakultät in Heidelberg zum Thema „Jude und Judentum im Werke Rembrandts“. 1925 heiratete sie den ungarischen Schriftsteller und Soziologen László Radványi, mit dem sie in Berlin lebte und zwei Kinder bekam. Seghers trat 1928 der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) bei und war im Jahr darauf Gründungsmitglied des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“. Wegen ihrer Parteizugehörigkeit und ihrer jüdischen Abstammung floh sie 1933 über die Schweiz nach Paris, sieben Jahre später in den noch unbesetzten Teil Frankreichs. 1935 war sie eine der Gründerinnen des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller“ in Paris. 1940 emigrierte sie nach Mexiko. Im Exil arbeitete sie an Zeitschriften deutscher Emigranten mit, unter anderem war sie Mitglied der Redaktion der „Neuen Deutschen Blätter“. 1947 kehrte Seghers nach Deutschland zurück und ließ sich in Ostberlin nieder. In der Exilliteratur spielte sie nicht nur als Organisatorin eine wichtige Rolle, sondern schrieb mit „Das siebte Kreuz“ (amerikanische Übersetzung 1942, deutsches Original 1943) und „Transit“ (amerikanische Übersetzung 1944, deutsches Original 1948) auch zwei der literarisch bedeutendsten Romane dieser Zeit. Anna Seghers hat für ihr schriftstellerisches Schaffen zahlreiche Preise und Auszeichnungen erhalten. Unter anderem ehrte die DDR sie 1951 mit dem Nationalpreis und von 1952 bis 1978 war sie Präsidentin des Schriftstellerverbands der DDR.

Vgl. Wagner, Frank, Ursula Emmerich und Ruth Radvanyi: *Anna Seghers. Eine Biographie in Bildern. Mit einem Essay von Christa Wolf*. Berlin/Weimar: Aufbau, 2000; Radvanyi, Pierre: *Jenseits des Stroms. Erinnerungen an meine Mutter Anna Seghers*. Berlin: Aufbau, 2006; Leis, Mario: *Anna Seghers. „Das siebte Kreuz“*. Stuttgart: Reclam, 2009; Neugebauer, Heinz: *Anna Seghers*. Berlin: Verlag Volk und Wissen, 1980 sowie „Anna Seghers“. In: *Anna Seghers Homepage*, o. J. URL: <http://anna-seghers.de> (Stand: 17.09.2019).

Sem-Sandberg, Steve

Steve Sem-Sandberg, geboren am 16. August 1958 in Oslo, wuchs in Stockholm auf. 1976 veröffentlichte er seinen ersten Roman bereits mit 18 Jahren. Als sein eigentliches Debut bezeichnet er jedoch seinen Roman „De ansiktslösa“ (deutsch „Die Gesichtslosen“), der 1987 auf Schwedisch erschien. Über die Jahrzehnte hat er dann eine Vielzahl Romane, Essays, Reportagen und auch Übersetzungen veröffentlicht und zahlreiche Preise und Auszeichnungen bekommen. In mehreren seiner Werke beschäftigt er sich mit dem Holocaust. So erschien 2003 sein Roman über Milena Jesenská unter dem Titel „Ravensbrück“. Sein Roman „Die Erwählten“ (schwedisches Original 2014, deutsche Übersetzung 2015) erzählt die Geschichte der Kinder vom Spiegelgrund, einer nationalsozialistischen Euthanasie-Klinik in Wien. Darüber hinaus war Sem-Sandberg viele Jahre lang Kulturredakteur bei der Tageszeitung „Svenska Dagbladet“ und ist seit 2008 Literaturkritiker bei der schwedischen Tageszeitung „Dagens Nyheter“. Sem-Sandberg hat mehrere Jahre in Prag und Wien gelebt, heute lebt er in Stockholm. Für seine Werke hat er zahlreiche Preise erhalten, etwa 2009 den Augustpreis für „Die Elenden von Lodz“. Der Roman hat ihn zum Bestsellerautor gemacht und ihm auch internationale Anerkennung verschafft. Inzwischen ist er in 27 Ländern erschienen. Im Oktober 2020 wurde er in die Schwedische Akademie berufen.

Vgl. „Steve Sem-Sandberg“. In: *Albert Bonniers Förlag Online*, o. J.

URL: <https://www.albertbonniersforlag.se/forfattare/5398/steve-sem-sandberg/> (Stand: 25.02.2020).

„Steve Sem-Sandberg“. In: *NE Online*, o. J.

URL: <https://www.ne.se/uppslagsverk/encyklopedi/lang/steve-sem-sandberg> (Stand: 25.02.2020).

Semprún, Jorge

Jorge Semprún, geboren am 10. Dezember 1923 in Madrid, gestorben am 7. Juni 2011 in Paris, wuchs in Madrid in einer großbürgerlichen und linksliberalen Familie auf. Sein Großvater mütterlicherseits, Antonio Maura, war unter Alfons XIII. fünfmal spanischer Ministerpräsident. 1936 ging Semprúns Familie mit Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs ins Exil in die Niederlande. 1939 nach dem Sieg des Franco-Regimes 1939 zog die Familie nach Paris. Nach dem Abitur begann Semprún ein Studium der Philosophie an der Universität Sorbonne. 1941 trat er der kommunistischen Résistance-Bewegung „Francs-tireurs et partisans“ bei und wurde 1942 Mitglied der Kommunistischen Partei Spaniens (PCE). Er wurde 1943 in Auxerre von der Gestapo verhaftet und im Januar 1944 in das Konzentrationslager Buchenwald deportiert. Dort beteiligte er sich am lagerinternen kommunistisch organisierten Aufstand. Nach Kriegsende kehrte Semprún nach Paris zurück. Das Franco-Regime erkannte ihn nicht als spanischen Staatsbürger an, er wurde daher zunächst als Staatenloser erfasst, bevor er nach der

Demokratisierung Spaniens die spanische Staatsbürgerschaft wieder annehmen konnte. Seine Erfahrungen der Deportation und Konzentrationslagerhaft verarbeitete er später unter anderem in den autobiografischen Werken „Die große Reise“ (französisches Original 1963, deutsche Übersetzung 1964) und „Was für ein schöner Sonntag!“ (französisches Original 1980, deutsche Übersetzung 1981). Semprún war von 1953 bis 1962 für die kommunistische Partei Spanien im Geheimen gegen das Franco-Regime tätig. 1954 wurde er Mitglied des Zentralkomitees der Partei, 1956 dann im Politbüro. 1964 wurde er jedoch nach Linienkämpfen innerhalb der Partei wegen ‚parteischädigenden Verhaltens‘ ausgeschlossen. Im Spanien wurde er von der Regierung Felipe González 1988 zum Kultusminister berufen, das Amt übte er als Parteiloser bis 1992 aus. 1994 erhielt Semprún unter anderem den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels sowie 2006 den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur und 2007 die Ehrendoktorwürde der Universität Potsdam.

Vgl. Augstein, Franziska: *Von Treue und Verrat. Jorge Semprún und sein Jahrhundert*. München: C. H. Beck, 2008; Schoeller, Wilfried: *Jorge Semprún*. München: edition text + kritik, 2006 sowie Davis, Colin: *Jorge Semprún*. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume II – Lerner to Zychlinsky*. New York/London: Routledge, 2003, S. 1146-1151.

Schalamow, Warlam

Warlam Schalamow, geboren am 5. Juni 1907 in Wolgoda, gestorben am 17. Januar 1982 in Moskau, lebte mit seinen Eltern und Geschwistern zwölf Jahre in den USA. Der Vater war ein orthodoxer Priester, die Mutter Lehrerin. 1923 reiste Schalamow nach Moskau, wo er als Gerber arbeitete und 1926 ein Studium an der Juristischen Fakultät begann. Er sympathisierte zunehmend mit der linken Opposition und beteiligte sich auch unter der Führung Stalins nach 1927 an Aktionen gegen die wachsende Macht Stalins. Am 19. Februar 1929 wurde er verhaftet und zunächst im Moskauer Butyrka-Gefängnis und anschließend zu drei Jahren Haft in verschiedenen Lagern des Gulags sowie anschließender Verbannung in den Norden der Sowjetunion verurteilt. 1931 wurde er zunächst freigelassen und kehrte nach Moskau zurück. 1934 heiratete er und bekam eine Tochter. Er arbeitete bis 1937 als Journalist und veröffentlichte zudem Essays und Kurzgeschichten. Im Januar 1937 wurde er erneut verhaftet und zu fünf Jahren Zwangsarbeit in Magdan an der Nagajewo-Bucht im Nordosten Sibiriens in der Kolyma-Region verurteilt, wo er in einem Goldbergwerk Zwangsarbeit leisten musste. Seine Frau ließ sich unterdessen von ihm scheiden. Im Dezember 1938 wurde er aufgrund einer durch die Lagerverwaltung konstruierten Verschwörung im Gefängnis von Magadan inhaftiert. Insgesamt musste er bis 1951 in zahlreichen weiteren Lagern Zwangsarbeit leisten. 1943 erkrankte er schwer. Ab 1945 begann er, nachdem er eine Tätigkeit in der chirurgischen Abteilung des Lagerkrankenhauses im ‚Uferlager‘ BerLAG erhalten hatte, heimlich Gedichte zu schreiben. So entstanden die „Kolymaer Hefte“. Bis 1953 blieb er als Freigelassener freiwillig dort. Danach lebte er bis Oktober 1956 in der Gegend von Kalinin, wo er ab 1954 heimlich an seinen „Erzählungen aus Kolyma“ schrieb. Das Manuskript schmuggelte er aus der Sowjetunion in die Bundesrepublik Deutschland, wo sie zunächst – ohne die Zustimmung des Autors – 1971 auf Deutsch erschienen, ebenso in Frankreich auf Französisch. Erst 1978 erschienen sie in russischer Sprache in einem Londoner Verlag, erneut ohne Schalamows Zustimmung. 1956 wurde Schalamow nach dem Tod Stalins teilweise rehabilitiert, 2000

posthum vollständig. Er heiratet erneut, die Ehe hielt bis 1966. Er zog außerdem wieder nach Moskau, wo er als Schriftsteller tätig war.

Vgl. Terras, Victor (Hrsg.): *Handbook of Russian Literature*, New Haven/London: Yale University Press, 1985, S. 401-402 sowie „Varlam Shalamov Biography“. In: *Shalamov Homepage*, o. J. URL: <https://shalamov.ru/en/biography> (Stand: 24.09.2020).

Solschenizyn, Alexander

Alexander Solschenizyn, geboren am 11. Dezember 1918 in Kislowodsk, gestorben am 3. August 2008 in Moskau, wuchs hauptsächlich bei seinen Großeltern auf. Nach dem Abitur 1936 studierte er Mathematik und Physik in Rostow am Don. 1941 wurde er zum Kriegsdienst in die sowjetische Armee eingezogen und mehrfach für seine Verdienste als Hauptmann ausgezeichnet. Im Februar 1945 wurde er jedoch an der Front durch die militärische Spionageabwehr verhaftet und im Moskauer Lubjanka-Gefängnis inhaftiert, weil er in Briefen an einen Freund Kritik an Stalin geübt hatte. Er wurde ohne Gerichtsverhandlung zu acht Jahren Haft in den Arbeitslagern des Gulags und darauffolgender lebenslanger Verbannung verurteilt. Zunächst war er in einem Sonderlager für Wissenschaftler inhaftiert. Später war er im Lagerkomplex Ekibastus in Kasachstan für politische Häftlinge und arbeitete dort in einer Gießerei. Seine Erfahrungen in den Lagern verarbeitet er ab 1962 immer wieder schriftstellerisch in zahlreichen Romanen und Erinnerungswerken. 1951 erkrankte Solschenizyn an Krebs, ein Jahr später ließ sich seine Frau von ihm scheiden. 1953 wurde er dann aus der Lagerhaft in die Verbannung im Dorf Berlik in der Steppe Kasachstans entlassen und nahm eine Anstellung als Dorfschullehrer an. 1957 wurde Solschenizyn offiziell rehabilitiert, im gleichen Jahr heiratete er seine frühere Ehefrau erneut. Seine Krebserkrankung schritt immer weiter voran, trotzdem betätigte er sich weiterhin und schließlich hauptberuflich als Schriftsteller und setzte sich in seinen Werken immer wieder mit dem Lageralltag im sowjetischen Arbeitslager auseinander. 1962 erschien seine Erzählung „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ (deutsche Übersetzung 1963), die einen Tag in einem sibirischen Lager aus der Sicht eines Häftlings schildert. Bekannt ist er auch vor allem für sein mehrbändiges Werk „Archipel Gulag“, das er 1958 begann und zwischen 1973 und 1976 veröffentlichte. Er engagierte sich außerdem für die Abschaffung der Zensur in der Sowjetunion, daher wurde er aus dem Schriftstellerverband der UdSSR ausgeschlossen. 1970 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Ein Jahr später wurde er von einem KGB-Agenten vergiftet und erkrankte schwer. Nach der erneuten Scheidung 1972 heiratete er 1973 ein drittes Mal und bekam mit seiner zweiten Ehefrau drei Söhne. Im Februar 1974 wurde er wegen Landesverrat verhaftet und aus der Sowjetunion ausgewiesen. Er lebte in Deutschland, wo er weiter publizierte, bis er 1990 rehabilitiert wurde und seine sowjetische Staatsbürgerschaft zurückerhielt. 1994 kehrte er nach dem Zerfall der Sowjetunion nach Russland zurück, wo er 2008 in Moskau starb.

Vgl. Terras, Victor (Hrsg.): *Handbook of Russian Literature*, New Haven/London: Yale University Press, 1985, S. 436-438 sowie „Biographie Alexander Issajewitsch Solschenizyn“. In: *Gulag Memorial*, o. J. URL: <http://gulag.memorial.de/person.pho?pers=198> (Stand: 24.09.2020).

Sommer, Ernst

Ernst Sommer, geboren am 29. Oktober 1888 in Iglau/Mähren, gestorben am 20. Oktober 1955 in London, wurde in eine deutschsprachige jüdische Süßwarenfabrikantenfamilie hineingeboren. Nach dem Abitur 1907 begann Sommer ein Medizinstudium an der Universität Wien. Nach einem Semester wechselte er jedoch zur Rechtswissenschaft, wo er 1912 promovierte. Er war Mitglied einer jüdischen schlagenden Studentenverbindung in Wien. 1913 erschien sein erster Roman „Gideons Auszug“, der sich mit der zionistischen Idee beschäftigt und erzählerisch von der Wiener Moderne geprägt ist. In einer Wiener Monatsschrift veröffentlichte Sommer zudem einige Beiträge über das Judentum und den Zionismus. Er stand dem ‚Prager Kreis‘ um Max Brod und Franz Kafka nahe. Von 1912 bis 1914 war Sommer am Kreis- und Bezirksgericht in Iglau tätig. Während des Ersten Weltkriegs wurde er einberufen und war bei verschiedenen Kriegsgerichten für juristische Aufgaben eingesetzt. Nach Kriegsende und seiner Entlassung aus dem Militär setzte er seine Tätigkeit als Konzipient in Dux bis 1920 fort. Am 9. Juni 1919 heiratete er Leontine Illowy und im April 1920 wurde seine Tochter Beate Claudia geboren. 1919 legte ebenfalls die Advokatenprüfung ab. 1920 eröffnete er in Karlsbad eine Anwaltskanzlei und saß für die Sozialdemokratische Partei, der er wahrscheinlich 1920 beigetreten war, im Stadtrat. Er veröffentlichte zudem literarische Werke, war ständiger Mitarbeiter der sozialdemokratischen Tageszeitung „Volkswille“ in Karlsbad und schrieb viele Theaterkritiken. Er verfasste auch selbst einige Bühnenstücke. 1924 gründete er zusammen mit dem Schriftsteller Bruno Adler und Ernst Bergauer die Literaturzeitschrift „Die Provinz“. Sommer gehörte außerdem als Mitglied der 1894 gegründeten Freimaurerloge ‚Karlsbad‘ der Vereinigung ‚B’nai B’rith‘ an, einer weltweiten jüdischen Bruderschaft, die Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet worden war. Als Karlsbad im September 1938 dem Deutschen Reich zufiel, ging Sommer 1938 zunächst nach Prag ins Exil und noch im gleichen Jahr nach England. Nach dem Verlust seines Vermögens und seiner Arbeit war Sommer auf die Unterstützung durch Hilfsorganisationen angewiesen, etwa des CRFT (Czech Refugee Fund) oder des PEN. Sommer erwog weiter in die USA auszureisen, stieß jedoch auf Schwierigkeiten und kam schließlich von diesem Plan ab. Sommer unterstützte während des Zweiten Weltkriegs die tschechoslowakische Exilregierung publizistisch und engagierte sich in der Exilpresse. Er beschäftigte sich auch mit dem Thema der Judenverfolgung, zumal er zunehmend Sorgen um seine Familie hatte. Von den im Oktober 1941 beginnenden Deportationen der Juden aus den böhmischen Ländern in das Ghetto Theresienstadt waren auch seine Mutter und die Familie seiner jüngeren Schwester Antonia Grünberger betroffen. Sommers Mutter beging 1942 im Ghetto Theresienstadt durch einen Sprung aus dem Fenster Selbstmord, seine Schwester wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und 1944 im Konzentrationslager Auschwitz ermordet. Der jüngere Bruder Alfred starb bereits in den Dreißigerjahren in Iglau. Sommers Erzählung „Die Gaskammer“ vom Dezember 1942 ist seine erste literarische Arbeit zum Holocaust. Im April 1943 begann er mit seiner Arbeit an dem Roman „Die Revolte der Heiligen“, der 1946 erstmals herausgegeben wurde. Nach Kriegsende reiste Sommer 1946 und 1947 nach Prag, kehrte jedoch trotz Plänen, in die Tschechoslowakei zurückzukehren, nicht dauerhaft dorthin zurück. Da er auf Probleme bei der Ausübung seines Anwaltsberufs stieß und es ihm auch nicht gelang, sich als Autor auf dem englischen Buchmarkt zu etablieren, arbeitete er vorübergehend daher in einer Spiegelfabrik. 1948 erhielt er schließlich die Lizenz als ‚Consultant of International Law‘ und arbeitete von nun an in London in einer eigenen Kanzlei als Anwalt für internationales

Recht. Er betätigte sich auch erneut wieder als Theaterkritiker. 1951 nahm Sommer die britische Staatsbürgerschaft an, im gleichen Jahr wurde er zudem Mitglied des PEN-Klub deutscher Autoren im Ausland, da er aus dem tschechoslowakischen PEN ausgeschlossen worden war.

Vgl. Bauer, Stefan: *Ein böhmischer Jude im Exil. Der Schriftsteller Ernst Sommer (1888-1955)*. München: Oldenbourg, 1995; Herzog, Andreas: Sommer, Ernst. In: Kilcher, Andreas V (Hrsg.): *Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 2000, S. 470-471; Macháčková-Riegerová, Věra: *Ernst Sommer. Leben und Werk*. Prag: Universita Karlova, 1969 sowie Pazi, Margarita: *Fünf Autoren des Prager Kreises*. Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas: Peter Lang, 1978, S. 170-210.

Spiegelman, Art

Art Spiegelman, geboren am 15. Februar 1948 in Stockholm, wurde als Sohn der Auschwitz-Überlebenden Wladyslaw und Andzia Spiegelman geboren. Die Familie wanderte 1951 nach New York aus. Schon früh begann sich Art Spiegelman für Comics zu interessieren und zu zeichnen. 1965 begann er ein Studium auf der High School of Art and Design, das er jedoch abbrach. Am Harpur College of Arts and Sciences bildet er sich bis 1968 in Kunst und Philosophie weiter. Zum Broterwerb entwarf er ab 1966 Sticker-Bilder, Kaugummiverpackungen und Take-it-Postkarten bei der Firma Topps Gum Co. 1968 beging seine Mutter Selbstmord. Von 1971 bis 1975 lebte Spiegelman in San Francisco. Er wechselte von dort zurück nach New York, um unter anderem in der „New York Times“ zu veröffentlichen. Nebenberuflich unterrichtete er an der School of Visual Arts. 1976 lernte Art Spiegelman seine spätere Frau, die Architekturstudentin Françoise Mouly kennen, mit der er 1979 das Grafik-Magazin „Read Yourself Raw“ (RAW) gründet und die er 1982 heiratete. Das Paar hat zwei Kinder. Welcherfolg erlangte Spiegelman mit seinem zweibändigen Comic „Maus“ (amerikanisches Original 1980 sowie 1991, deutsche Übersetzung 1986 sowie 1991). Sie thematisieren die Geschichte seiner Eltern im Holocaust und die Folgen des Überlebens. 1992 wurde Spiegelman mit einem Pulitzer-Preis ausgezeichnet.

Vgl. Franciosi, Robert: *Art Spiegelman*. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume II – Lerner to Zychlinsky*. New York/London: Routledge, 2003, S. 1199-1207; Tabachnick, Stephen E.: *Art Spiegelman*. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography. Volume 299: Holocaust Novelists*. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 316-323 sowie „Spiegelman, Art“. In: *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*. URL: <https://www.munzinger.de/search/portrait/Art+Spiegelman/0/24621.html> (Stand: 07.01.2024).

Stein, Benjamin

Benjamin Stein, geboren am 6. Juni 1970 in Ost-Berlin unter einem anderen Namen, wuchs in Ost-Berlin auf. Den Namen Stein, der zunächst ein Pseudonym war, ließ er 1988 in seinen Pass eintragen. Bereits in der DDR veröffentlichte er seit 1982 Lyrik und Kurzprosa. Nach dem Abitur studierte er ab 1990 Judaistik an der Freien Universität Berlin und Hebraistik an der Humboldt-Universität Berlin. Sein erster Roman erschien 1995 unter dem Titel „Das Alphabet des Juda Liva“. Stein arbeitete als Redakteur und Korrespondent für verschiedene deutsche und amerikanische Computerzeitschriften und war ab 1998 freiberuflich als Unternehmensberater

für Informationstechnologie tätig. Er ist seit 2008 Inhaber des Autorenverlags „Edition Neue Moderne“ und betreibt den literarischen Weblog „Turmsegler“ (<https://turmsegler.net>). „Die Leinwand“ von 2010 ist sein dritter Roman und wurde bereits in mehrere Sprachen übersetzt. 2010 erhielt er für das Werk den Tukan-Preis sowie den Bayerischen Kunstförderpreis. Stein lebt mit seiner zweiten Frau in München und hat vier Kinder. Seine Lyrik und Prosa wurden mehrfach ausgezeichnet, unter anderem 1996 mit dem Förderpreis des Kulturkreises beim Bundesverband der Deutschen Industrie.

Vgl. „Benjamin Stein“. In: *Literaturportal Bayern*, o. J. URL: <https://www.literaturportal-bayern.de/autorinnen-autoren?task=lpbauthor.default&pnd=120570874> (Stand: 13.02.2020).

Szczypiorski, Andrzej

Andrzej Szczypiorski, geboren am 3. Februar 1928 in Warschau, gestorben am 16. Mai 2000 in Warschau, wuchs mit seiner Schwester in einer vom Bildungsbürgertum geprägten Familie auf. Der Vater, Professor Adam Szczypiorski, war Historiker und Demograf. Szczypiorski besuchte das Rej-Gymnasium in Warschau. 1942 wurde er Soldat der polnischen Heimatarmee und arbeitete hauptsächlich als Kurier, der mündliche Nachrichten auch in andere Städte brachte. Bereits als Fünfzehnjähriger erlebte er sein erstes öffentliches literarisches Debüt in einem Salon des literarischen Untergrunds, bei dem auch Jerzy Andrzejewski und Zofia Nałkowska anwesend waren. Wenige Tage später brach am 19. April 1943 der Aufstand im Warschauer Getto aus. Ab dem 1. August 1944 nahm er als Mitglied der Volksarmee (AL – Armia Ludowa) am Warschauer Aufstand teil. Am 1. September 1944 wurde er verhaftet und – ebenso wie sein Vater, der im Rahmen einer Verhaftungswelle polnischer Wissenschaftler festgenommen wurde, von dem er jedoch getrennt war – bis zum Kriegsende im Konzentrationslager Sachsenhausen interniert. Die Mutter war zunächst im Konzentrationslager Ravensbrück, später ebenfalls in Sachsenhausen inhaftiert. Mitte April 1945 wurde Szczypiorski bei einem Arbeitseinsatz an Bahnhof von Oranienburg von einem Aufseher mit einer Eisenstange misshandelt und schwer verletzt. Infolge dessen musste er bei der Evakuierung des Lagers am 21. April 1945 im Lager zurückbleiben. Hier erlebte er am 22. April 1945 die Befreiung durch sowjetische Truppen. Er kehrte zu Fuß nach Warschau zurück und holte das Abitur in Kattowitz nach. Auch die Eltern überlebten und zogen 1946 nach Schweden sowie später nach London, wo der Vater Bildungsminister der Exilregierung war und die Exiluniversität PUNO (Polski Uniwersytet na Obczyźnie) mitgründete. Die Schwester starb im August 1945 an den Folgen einer zahnärztlichen Behandlung. Szczypiorski trat der OMTUR, der Jugendorganisation der Polnischen Sozialistischen Partei, bei und war ab 1948 Mitarbeiter der Tageszeitung „Życie Warszawy“ (deutsch „Warschau Leben“). 1949 heiratete er Ewa Markowska. Mit ihr zog er 1950 nach Kattowitz, wo er beim Rundfunk arbeitete und bald mit seinen Reportagen und Beiträgen bekannt wurde. Zudem schrieb er eigene Hörspiele. 1956 trat er dem diplomatischen Dienst bei und wurde für anderthalb Jahre Presse- und Kulturattaché an der polnischen Botschaft in Dänemark. Anschließend bekam er eine Anstellung beim Warschauer Rundfunk in der Redaktion für literarische Reportagen. Er schrieb unter dem Pseudonym Maurice S. Andrews Kriminalromane und sprach von 1960 bis 1968 jeden Sonntagabend zehnminütige Feuilletons im Warschauer Rundfunk, was ihm große Bekanntheit verschaffte. 1964 wurde ihm für seine literarischen Leistungen die staatliche

Auszeichnung Kavalierskreuz des Ordens der Wiedergeburt Polens verliehen. In den späten 1960er-Jahren fiel Szczypiorski aufgrund seiner Unterstützung von oppositionellen Büchern und Artikeln zunehmend in Ungnade beim Regime. Er kam auf die Liste verpönter Autoren und zeitweise wurden ihm öffentliche Auftritte verboten. Für den 1971 noch in einem polnischen Staatsverlag erschienenen Roman „Eine Messe für die Stadt Arras“ erhielt Szczypiorski 1972 den Preis des polnischen PEN-Clubs. Ab 1977 veröffentlichte er zunehmend in Oppositionszeitungen und war in dem oppositionellen Komitee zur Verteidigung der Arbeiter aktiv, was nach Ausrufung des Kriegsrechts unter General Jaruzelski im Dezember 1981 zu seiner zeitweiligen Internierung im Lager in Białołęka führte. Ab 1989 bekleidete er als Vertreter der Uni Demokratyczna bis 1991 das Amt eines Senators in der zweiten Kammer des polnischen Parlaments. 1989 wurde ihm der Nelly-Sachs-Preis und 1995 der Andreas-Gryphius-Preis verliehen. Für seine Verdienste um die deutsch-polnische Aussöhnung erhielt er das Bundesverdienstkreuz und den Orden Pour le Mérite.

Vgl. Kijowska, Marta: *Andrzej Szczypiorski. Eine Biographie*. Zürich: Diogenes, 2006 sowie Adamczyk-Garbowska, Monika: *Andrzej Szczypiorski*. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume II – Lerner to Zychlinsky*. New York/London: Routledge, 2003, S. 1244-1249.

Tišma, Aleksandar

Aleksandar Tišma (serbisch-kyrillisch Александар Тишма), geboren am 16. Januar 1924 in Horgoš, gestorben am 16. Februar 2003 in Novi Sad, wurde als Sohn eines serbischen, christlichen Kaufmanns und einer ungarischen, jüdischen Hausfrau geboren. Er wuchs orthodox getauft und mehrsprachig in Novi Sad auf. Neben dem Serbischen und Ungarischen lernte er bei einer Hauslehrerin fließend deutsch und französisch. 1942 legte er das Abitur ab und studierte in Belgrad Deutsch, Englisch und Französisch. Um einer Verhaftung durch die Nationalsozialisten zu entkommen, zog er 1942 zu Freunden nach Budapest, wo er ein Studium der Wirtschaft und Romanistik begann. 1944 wurde er jedoch zur Zwangsarbeit zum Ausheben von Schützengräben gegen die anrückende Sowjetische Armee in ein Arbeitslager nach Transsylvanien eingezogen. Nach Auflösung des Arbeitslagers nahm er von dort aus ab November 1944 an der Befreiungsbewegung teil. Ab 1945 arbeitete er als Journalist bei den Novi Sader Zeitungen „Slobodna Vojvodina“ und „Borba“. Er begann außerdem ein Studium der Kulturgeschichte, Anglistik und Germanistik an der Universität Belgrad. 1949 kehrte er nach Novi Sad zurück, wo er Lektor bzw. Hauptredakteur des Verlages des Kulturvereins Matica Srpska wurde und zudem ab 1950 literarisch tätig war sowie aus dem Deutschen und Ungarischen übersetzte. Während der Jugoslawienkriege in den 1990er-Jahre wanderte Tišma nach Westeuropa aus, wo er vor allem in Frankreich lebte. Ein Versuch, die israelische Staatsbürgerschaft anzunehmen, misslang, da seine Mutter formal dem christlich-orthodoxen Glauben beigetreten war. Schließlich kehrte er nach Novi Sad zurück. In seinen Werken behandelt er immer wieder das Scheitern des europäischen Humanismus und moralische Dilemmata, so auch in „Kapo“ (serbisches Original 1987, deutsche Übersetzung 1997). Da er als Jugendlicher 1942 den Massenmord von Novi Sad, aber auch andere Gräueltaten der Nationalsozialisten miterlebte, thematisierte er in seinen Werken immer wieder den Holocaust und auch das Überlebenssyndrom.

Vgl. Tišma, Aleksandar: *Reise in mein vergessenes Ich*. München: dtv, 2008 sowie Eintrag „Tišma, Aleksandar“. In: *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*. URL: <https://www.munzinger.de/search/document?index=mol-00&id=00000020196&type=text/html&query.key=eKWZuBJB&template=/publikationen/personen/document.jsp&preview=> (Stand: 07.01.2024).

Utitz, Emil

Emil Utitz, geboren 1873 in Prag, gestorben 1956 in Jena, besuchte in Prag das Gymnasium, wo er ein Mitschüler Franz Kafkas war. Er studierte in Prag, München und Leipzig und lehrte anschließend ab 1910 in Rostock und Halle nach Lehraufträgen für Ästhetik und Psychologie als Professor für Philosophie. 1933 emigrierte er nach Prag, wo er eine Professur für Philosophie an der Karls-Universität innehatte. Im Juli 1942 deportierten die Nationalsozialisten ihn gemeinsam mit seiner Frau in das Getto Theresienstadt, wo er die Gettobibliothek leitete. Nach der Befreiung lehrte er wieder an der Universität Prag.

Vgl. Benz, Wolfgang: *Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung*. München: C. H. Beck, 2013, S. 102f. sowie „Utitz, Prof. Dr. Emil“. In: *Ghetto Theresienstadt Homepage*. URL: <https://www.ghetto-theresienstadt.de/pages/u/utitze.htm> (Stand: 07.01.2024).

Weil, Grete

Grete Weil, geboren am 18. Juli 1906 in Rottach-Egern, gestorben am 14. Mai 1999 in Grünwald bei München, wurde als Margarethe Elisabeth Dispeker in eine angesehene, assimiliert-jüdische großbürgerliche Familie geboren. Sie besuchte das Gymnasium, scheiterte jedoch an der Abiturprüfung. Diese holte sie in Frankfurt am Main nach und studierte anschließend Germanistik in München, Berlin und Paris. 1923 begann Weil eine Dissertation über die Entwicklung des Bürgertums am Beispiel des zwischen 1786 und 1827 erscheinenden „*Journals des Luxus und der Mode*“ und schrieb ihre erste Erzählung „*Erlebnis einer Reise*“. Im Juli 1932 heiratete sie den an den Münchner Kammerspielen als Dramaturg beschäftigten Edgar Weil. Als er 1933 in die Niederlande emigrierte, blieb Weil zunächst in München und absolvierte eine Ausbildung als Fotografin. 1935 folgte sie ihrem Mann nach Amsterdam, wo sie ein Fotostudio betrieb. Nach der Besetzung der Niederlande durch die Wehrmacht im Mai 1940 versuchten Grete und Edgar Weil erfolglos nach England zu fliehen. Am 11. Juni 1941 wurde Edgar Weil bei einer Razzia verhaftet und über das niederländische Lager Schoorl nach Mauthausen gebracht, wo er im September 1941 ermordet wurde. Grete Weil nahm Kontakt zu Widerstandsgruppen auf und fertigte für diese Fotos für gefälschte Personalausweise. Um überleben und ihre mittlerweile ebenfalls nach Amsterdam geflüchtete Mutter schützen zu können, ließ sich Grete Weil als Mitarbeiterin des Amsterdamer Judenrates („*Joodsche Raad*“) anstellen. Zunächst arbeitete sie in der von der SS geführten „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ als Fotografin, später war es ihre Aufgabe, für die wöchentlich zum Abtransport in die Todeslager gefangen genommenen Juden Briefe zu schreiben. Am 29. September 1943 sollte Grete Weil selbst deportiert werden. Sie konnte fliehen und tauchte bei einem Freund, dem deutschen „Halbjuden“ Herbert Meyer-Ricard, unter. In seiner Wohnung, wo sie nachts hinter einer Bücherwand schlief, wartete sie achtzehn Monate auf das Ende der

deutschen Besatzung und fälschte Lebensmittelkarten. Die Befreiung erlebte sie bei einer Freundin in der Prinsengracht in Amsterdam. Nach der Befreiung blieb Weil zunächst in Amsterdam. Als Staatenlose durfte sie vorerst nicht nach Deutschland zurückkehren. Zunächst versuchte sie in Amsterdam, die pharmazeutische Fabrik ihres Mannes wieder aufzubauen. Im Herbst 1946 unternahm sie heimlich eine erste Reise nach Frankfurt und traf dort ihren Jugendfreund Walter Jokisch wieder. Nachdem sie in Amsterdam als Widerstandskämpferin anerkannt worden war und einen niederländischen Pass erhalten hatte, kehrte sie 1947 nach Deutschland zurück. Sie ließ sich in Darmstadt nieder, wo Walter Jokisch als Opernregisseur arbeitete. 1960 heiratete das Paar. Weil war in den Sechzigerjahren vorwiegend als Übersetzerin tätig. In ihrer noch in Amsterdam geschriebenen Erzählung „Ans Ende der Welt“ legte sie zum ersten Mal Zeugnis über die Verfolgung der niederländischen Juden ab. 1974 zog Weil nach Grünwald bei München. Sie war Mitglied des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland und erhielt zahlreiche Auszeichnungen. 1980 wurde ihr der Wilhelmine-Lübke-Preis verliehen, 1983 bekam sie den Tukan-Preis der Stadt München und 1988 den Geschwister-Scholl-Preis. 1993 erhielt sie die Medaille München leuchtet und 1995 die Carl-Zuckmayer-Medaille sowie 1996 den Bayerischen Verdienstorden.

Vgl. Braese, Stephan: Grete Weil. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work. Volume II – Lerner to Zychlinsky*. New York/London: Routledge, 2003, S. 1290-1295, Exner, Lisbeth: *Land meiner Mörder, Land meiner Sprache. Die Schriftstellerin Grete Weil*. München: Al Verlag, 1998; „Grete Weil“. In: *Literaturportal Bayern*, o. J. URL: <http://www.literaturportal-bayern.de/autorenlexikon?task=lpbauthor.default&pnd=119074052> (Stand: 21.09.2020) sowie „Grete Weil“. In: *Niederlande Net*, o. J. URL: <https://www.uni-muenster.de/NiederlandeNet/nl-wissen/personen/weil.html> (Stand: 18.09.2019).

Weiss, Peter

Peter Weiss, geboren am 8. November 1916 in Nowawes bei Potsdam, gestorben am 10. Mai 1982 in Stockholm, wurde als ältester Sohn der Schweizer Schauspielerin Frieda Weiss (geborene Hummel) und dem Tschechen Eugen (Jenö) Weiss geboren. Er hatte zwei Halbbrüder aus der ersten Ehe der Mutter sowie drei jüngere Geschwister. 1918 zog die Familie nach Bremen, wo der Vater ein erfolgreiches Textilwarengeschäft betrieb und 1920 zum Christentum konvertierte. Die Familie zog 1929 zurück nach Berlin, wo Peter Weiss zunächst das Gymnasium besuchte, dann aber zur Rackow-Handelsschule wechselte. Von 1935 bis 1936 lebte die Familie, die die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft besaß, in London. Weiss besuchte hier die Polytechnic School of Photography und malte. 1936 zog die Familie nach Warnsdorf, wo Weiss außerdem zu schreiben begann. Nach der nationalsozialistischen Einverleibung des Sudetenlands im Oktober 1938 konnte Weiss, der sich für ein Studium an der Kunstakademie in Prag aufgehalten hatte, nicht nach Warnsdorf zurückkehren. Seinen Eltern gelang der Umzug nach Schweden. Weiss lebte zunächst in der Schweiz, folgte seiner Familie 1939 aber nach Schweden, wo er als Textilmusterzeichner in der Fabrik seines Vaters und an privaten Malschulen seinen Lebensunterhalt verdiente. Ende 1940 zog er nach Stockholm, wo er bis an sein Lebensende überwiegend lebte. Er widmete sich vor allem seinen künstlerischen Arbeiten. 1942 begann er ein Studium an der Stockholmer Kunstakademie. 1943 heiratete er die schwedische Malerin und Bildhauerin Helga Henschen, mit der er 1944 eine Tochter bekam. 1946 lebte er zeitweise mit der dänischen Künstlerin und Schriftstellerin Le

Klingt zusammen. Er beteiligte sich an Ausstellungen und veröffentlicht 1947 einen Band mit Gedichten unter dem Titel „Från ö till ö“ (deutsch „Von Insel zu Insel“). Als Korrespondent berichtete er für „Stockholms-Tidningen“ aus dem zerstörten Berlin. 1949 heiratete nach seiner Scheidung die spanische Diplomantochter Carlota Dethorey mit der er einen Sohn bekam. Als Lehrbeauftragter an der Stockholmer Hochschule lehrte er ab 1952 Filmtheorie und -praxis sowie die Theorie des Bauhauses. Er publizierte auch zu diesem Thema und produzierte einige Experimental- sowie zahlreiche Dokumentar- und Kurzfilme. Er verfasste zudem Drehbücher und veröffentlichte Romane und Erzählungen. Im Oktober 1962 nahm er erstmals an einem Treffen der Gruppe 47 teil. 1954 heiratet er die Bühnenbildnerin und Bildhauerin Freiherrin Gunilla Palmstierna. Sein Drama „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade“ wurde im April 1964 in Berlin uraufgeführt und war weltweit erfolgreich. Sein nächstes Stück „Die Ermittlung“, das die Auschwitzprozesse in Frankfurt am Main inszeniert, wurde angesichts der Bedeutung des Stoffs in einer Simultan-Premiere an 14 Bühnen in Ost- und Westdeutschland sowie von der Royal Shakespeare Company in London am 19. Oktober 1965 uraufgeführt. Weitere Dramen folgten. 1972 wurde sein drittes Kind geboren. 1975 erschien der erste Band seines Hauptwerks „Die Ästhetik des Widerstands“, Band zwei und drei folgten 1978 und 1981. Weiss erhielt zahlreiche Preise und Auszeichnungen, etwa den 1938 den Preis der Prager Akademie der Bildenden Künste, 1965 den Lessing-Preis der Stadt Hamburg, 1966 den Heinrich-Mann-Preis der Deutschen Akademie der Künste sowie den New York Drama Critics' Circle Award für „Marat/Sade“, 1981 und 1982 Literaturpreise der Städte Köln und Bremen sowie 1982 den De Nios-Preis, posthum den Georg-Büchner-Preis sowie den schwedischen Theaterkritikerpreis. 1982 lehnte er die Ehrendoktorwürden der Universität Rostock und Marburg ab.

Vgl. Schmidt, Werner: *Peter Weiss: Biografie*. Berlin: Suhrkamp, 2016.

Wiechert, Ernst

Ernst Wiechert, geboren am 18. Mai 1887 im Forsthaus Kleinort/Ostpreußen, gestorben am 24. August 1950 in Uerikon/Schweiz, wurde 1938 von der Gestapo verhaftet, weil er den inhaftierten Pastor Martin Niemöller unterstützte und sich weigerte, an den Wahlen zum „Anschluss“ Österreichs teilzunehmen. Nach einer Haftstrafe im Gefängnis Stadelheim in München war er vom 4. Juli bis zum 26. August 1938 im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert. Hier war Wiechert im Steinbruchkommando, in der Strumpfstopferei und in der Häftlingsbücherei eingesetzt. Seine Erlebnisse im KZ Buchenwald hat er 1946 in seinem Roman „Der Totenwald“ literarisch verarbeitet. Nach seiner Entlassung aus dem KZ Buchenwald stand er bis 1945 unter „Gestapoaufsicht“. Er lebte zurückgezogen in der „inneren Emigration“ und sprach nur selten öffentlich. Da er weiterhin Mitglied der Reichsschrifttumskammer bleiben durfte und auf keiner Liste der verbotenen oder unerwünschten Literaten geführt wurde, legte er 1939 mit „Das einfache Leben“ einen Roman vor, in dem er sich auf Naturbeschreibungen beschränkte und so ein Gegenbild zum NS-Terror entwarf. Außerdem erschienen Neuauflagen seiner bisherigen Bücher. Wegen zahlreicher Auseinandersetzungen mit anderen Schriftstellern – unter anderem mit der Gruppe 47 – sowie

der von ihm geäußerten Kritik an den Deutschen, sie hätten nicht genug gegen das NS-Regime getan, entschied sich Wiechert 1948, in die Schweiz zu emigrieren.

Vgl. Ehrke-Rotermund, Heidrun: „Wiechert, Ernst“. In: Kühlmann, Wilhelm (Hrsg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. Band 12. Berlin: de Gruyter, 2011, S. 382f.; „Wiechert, Ernst“. In: *Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft*. In: URL: <http://www.ernst-wiechert-international.de/> (Stand: 10.09.2019) sowie „Wiechert, Ernst“. In: *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*, o. J. URL: <http://www.munzinger.de/document/00000000324> (Stand: 10.09.2019).

Wiesel, Elie

Elie Wiesel, eigentlich Eliezer Wiesel, geboren am 30. September 1928 in Sighet (Rumänien), gestorben am 2. Juli 2016 in New York, wuchs mit drei Schwestern im jüdischen Viertel der Stadt auf. Seine Familie gehörte der Mittelschicht an, er erhielt eine umfassende Ausbildung in Hebräisch und im Studium der Torah, des Talmuds und der Kabbala. Mit 15 Jahren wurde er 1944 zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern nach Auschwitz deportiert. Seine Mutter und die jüngere Schwester wurden unmittelbar nach der Ankunft vergast. Die beiden älteren Schwestern konnten überleben. Wiesel blieb in Auschwitz und Buchenwald mit seinem Vater zusammen, bis dieser an Entkräftung und Krankheit starb. Nach seiner Befreiung aus Buchenwald, wollte er nach Palästina emigrieren, wurde jedoch zunächst durch die britische Einwanderungspolitik daran gehindert. Er verbrachte daher einige Zeit in einem französischen Kinderheim in der Normandie und studierte ab 1946 in Paris den Talmud. Er lernte Französisch und studierte Philosophie und Literatur an der Sorbonne. Als Auslandskorrespondent war er ab 1948 für einige Zeitungen in Tel Aviv, Paris und New York tätig. 1949 ging er als Berichterstatter über den israelischen Unabhängigkeitskampf nach Israel. 1956 kam er nach New York, um über die Vereinten Nationen zu berichten. Hier wurde er von einem Taxi angefahren und schwer verletzt, den Unfall hat er literarisch und fiktionalisiert in seinem Roman „Tag“ (französisches Original 1961, deutsche Übersetzung 1962) verarbeitet. Wiesel hat eine Vielzahl an autobiografischen und fiktionalen Werken publiziert. Immer wiederkehrendes Thema ist der Holocaust und die Rolle des Überlebenden und Zeugen. Wiesel hat eine Vielzahl von Preisen, Auszeichnungen und Ehrendoktorwürden erhalten. 1968 wurde ihm etwa der Prix Médicis verliehen, 1986 erhielt er den Friedensnobelpreis für seine Vorbildfunktion im Kampf gegen Gewalt, Unterdrückung und Rassismus. Seit 1996 war er Mitglied der American Academy of Arts and Letters; 2014 erhielt er das Große Verdienstkreuz mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Seit 2015 war er Ehrenbürger von Jerusalem.

Vgl. Fine, Ellen S.: *Legacy of Night. The Literary Universe of Elie Wiesel*. New York: State University of New York Press, 1982, S. 4ff. sowie S. 145-147; Sibelman, Simon P.: *Elie Wiesel*. In: Sicher, Efraim (Hrsg.): *Dictionary of Literary Biography*. Volume 299: Holocaust Novelists. Farmington Hills: Gale, 2004, S. 359-374; Rosen, Alan: *Elie Wiesel*. In: Kremer, Lillian (Hrsg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and Their Work*. Volume II – Lerner to Zychlinsky. New York/London: Routledge, 2003, S. 1315-1325 sowie „Elie Wiesel“. In: *Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv*, o. J. URL: <https://www.munzinger-de.ezproxy.uni-giessen.de/search/document?id=00000018013&type=text/html&template=/publikationen/personen/document.jsp&preview=0> (Stand: 04.08.2020).

Wilkomirski, Benjamin

Benjamin Wilkomirski, Pseudonym von Bruno Dössekker, geboren am 12. Februar 1941 in Biel, wurde unter dem Namen Bruni Grosjean geboren. Dössekker ist ein ausgebildeter Klarinettenist und autodidaktischer Instrumentenbauer in der Schweiz. 1995 wurde er durch die Veröffentlichung seiner vermeintlichen Lebenserinnerungen im Holocaust unter dem Titel „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948“ als Benjamin Wilkomirski bekannt. Er schildert darin unter anderem seine jüdische Kindheit in Riga und Inhaftierung in zwei Konzentrationslagern. Der vorgeblich autobiografische Text wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und Wilkomirski mit Autoren wie Elie Wiesel oder Primo Levi verglichen. Er trat auch immer wieder als Zeitzeuge vor Publikum und in Schulen auf, um über die Identitätsproblematik der Child-Survivor zu sprechen. 1998 wurde durch einen Artikel in der Wochenzeitung „Weltwoche“ durch den Schweizer Autor Daniel Ganzfried enthüllt, dass Wilkomirski in Wahrheit Bruni Grosjean heiße und aus dem Waisenhaus von dem Ehepaar Dössekker aus Zürich adoptiert worden sei. In der Folge bestätigten sich diese Angaben und Wilkomirskis vermeintliche Lebensgeschichte wurde als Fiktion offengelegt, die in wesentlichen Punkten nicht mit den historischen Fakten übereinstimmt, teilweise jedoch mit tatsächlichen Begebenheiten und Details aus seiner Kindheit in der Schweiz korrespondiert. Diese Enthüllung löste 1998 bis 2000 einen großen Literaturskandal und öffentliche Debatten aus, vor allem in Deutschland.

Vgl. Mächler, Stefan: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie. Zürich: Pendo Verlag, 2000.

Würger, Takis

Takis Würger, geboren am 10. Juni 1985 in Hohenhameln, wuchs in Wennigsen am Deister auf. Nach dem Abitur war er als freiwilliger Helfer in einem Entwicklungshilfeprojekt des katholischen Hilfswerks Misereor in Peru tätig. Er absolvierte ein Volontariat bei der Münchner Abendzeitung und besuchte die Henri-Nannen-Schule. Er ist als Redakteur beim Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ im Ressort Gesellschaft tätig. Er berichtete unter anderem aus Afghanistan, Lybien, Mexiko oder der Ukraine. 2014 studierte er außerdem ein Jahr Human, Social and Political Science am St. John's College der Universität Cambridge. Würger hat mehrere Journalistenpreise gewonnen, etwa den Deutschen Reporterpreis, den Hansel-Mieth-Preis und den CNN Journalist Award sowie den European Journalism Prize Writing for CEE. 2010 wurde er durch das „Medium Magazin“ als einer der Top 30 Journalisten unter 30 ausgezeichnet. Für seinen Debütroman „Der Club“ (2017) war er für den aspekte-Literaturpreis nominiert. 2019 erschien sein Roman „Stella“, für den er heftig kritisiert wurde. Würger lebt in Berlin.

Vgl. Takis Würger“. In: *Buchszene.de. Das Literatur- und Kulturmagazin*, o. J. URL: <https://buchszene.de/autor/takis-wuerger/> (Stand: 04.08.2020) sowie „Takis Würger“. In: *Hanser Literaturverlage – Autoren*, o. J. URL: <https://www.hanser-literaturverlag.de/autor/takis-wuerger/> (Stand: 04.08.2020).

Zywulska, Krystyna

Krystyna Zywulska, geboren am 1. September 1914 in Łódź als Sonia Landau, gestorben am 1. August 1993 in Düsseldorf, studierte bis Kriegsbeginn in Warschau Jura. Von 1939 bis 1942 war sie im Warschauer Getto inhaftiert, konnte jedoch mit falschen Papieren in den ‚arischen‘ Teil der Stadt fliehen. Hier war sie im Widerstand aktiv und wurde 1943 von der Gestapo verhaftet. Obwohl sie eigentlich zum Tode verurteilt worden war, wurde sie nach Auschwitz deportiert. Ihre Haft im Stammlager Auschwitz sowie in Auschwitz-Birkenau, wo sie unter anderem im ‚Kommando Effektenkammer‘, das auch als ‚Kanada‘ bekannt ist, in unmittelbarer Nähe zu den Gaskammern arbeitete, hat sie in ihrem Erinnerungsbericht „Wo vorher Birken waren. Überlebensbericht einer jungen Frau aus Auschwitz-Birkenau“ (polnisches Original 1949, deutsche Übersetzung 1980) beschrieben. 1945 gelang Zywulska die Flucht auf einem Todesmarsch. Sie schrieb unter anderem Satiren, Feuilletons, Sketche und Liedtexte, die in Film und Radio gesendet wurden. Aufgrund der antisemitischen Hetze in Polen ab Ende der 1960er-Jahre emigrierte Zywulska 1968 in die Bundesrepublik Deutschland.

Vgl. Zywulska, Krystyna: Wo vorher Birken waren. Überlebensbericht einer jungen Frau aus Auschwitz-Birkenau. Darmstadt: Verlag Darmstädter Blätter, 1980.